Großdeutschlands Wiedergeburt

Weltgeschichtliche Stunden an der Donau

Dr. Karl Bartz / Großdeutschlands Wiedergeburt

Großdeutschlands Wiedergeburt

Weltgeschichtliche Stunden an der Donau

Geleitwort Hermann Göring

Reichsmarschall und Preußischer Ministerpräsident

Textgestaltung Dr. Karl Bartz

120 Raumbildaufnahmen
von Prof. Heinrich Hoffmann

Reichsbildberichterstatter der NSDAP.

Herausgeber: Arbeitsgemeinschaft Südwestdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H.
Reichsbildberichterstatter Prof. Heinrich Hoffmann und Raumbild-Verlag Diessen a. Ammersee



Schönstein
Raumbildwerk
eingetr. Warenzeichen
D.R.G.M.

Aufgenommen mit der Heidoscop-Kamera der Fa. Franke & Heidecke G.m.b.H., Braunschweig

Dieses Buch soll eindrucksvoll und unvergeßlich
Kunde geben
von dem Leiden und dem Heldentum
des deutschen Volkes in Österreich,
von der überwältigenden Größe und dem unsterblichen
Ruhm der Befreiungstat des Führers
und dem welthistorischen Akt
der Gründung des Großdeutschen Reiches.

Göring.

Generalfeldmarschall und Preußischer Ministerpräsident

Im Lande des Schweigens

Auf der Terrasse des Hauses am Obersalzberg stand oft der Führer, und seine Augen suchten das Land seiner Väter, das ihm verschlossen war, seine Heimat Österreich. Auf einsamen Spaziergängen schweiften seine Gedanken über die Grenze, und dann sah er die Stadt seiner Jugend und Wien, wo er einst als junger, unbekannter Mensch erste Erkenntnisse gesammelt hatte.
Dieses Land, das er so liebte, wie es nur jene lieben können, die dort geboren sind und das deutsch war, stand unter dem Druck einer Diktatur: eine Minderheit versuchte die Mehrheit nach ihrem Willen und gegen jedes natürliche Gesetz zu führen. Das deutsche Österreich und sein deutsches Volk wurden wider Vernunft und Natur gegen Deutschland regiert; man versuchte, dort das zu konstruieren, was es politisch nicht geben konnte: den österreichischen Menschen. Man nannte dieses Land ein selbständiges, unabhängiges Österreich. Es war eine Lüge; denn Österreich war vom Vatikan und gewissen Mächten abhängig, und die Regierenden wußten nicht nur davon, sie nahmen sogar Geld von den Fremden und ihre Politik wurde zur Sünde wider den Geist. Zur Sünde wider den Geist des Deutschtums.
Gegen diese Diktatur aber stand das Volk. Sein Instinkt sagte ihm, daß etwas Unnatürliches und Ungeheuerliches geschah; es fühlte, daß man es dem Deutschen Reiche entfremden und unter das politische und geistige Protektorat Wesensfremder stellen wollte. Mit oft asiatisch anmutender Härte und Grausamkeit wurde diese nationalsozialistische Opposition behandelt. Die härtesten Mittel wurden angewandt, um sie zu unterdrücken und zu zerbrechen. Aber immer wieder erhoben sich die Geknechteten, ihr Ruf nach dem größeren Deutschland verstummte nicht, und er wurde stärker von Jahr zu Jahr. Über die verschneiten Berge zogen Männer und Frauen, sie durchwateten Flüsse und überquerten auf gefährlichen Pfaden die Grenze, um jenen zu sehen, der zu ihnen gehörte und dem sie gehörten.
Wenn sie endlich vor ihm standen, schossen ihnen die Tränen in die Augen. Es waren Männer, die vor diesem Hause am Obersalzberg weinten, und der Führer sah diese Tränen. Jahr um Jahr. Sie zogen schweigend und sichernd über die Berge wieder der Heimat entgegen und trugen die Botschaft zu den Niedergedrückten und Verzagenden: Wir haben ihn gesehen, er weiß von unserem Leide und er leidet mit uns, er vergißt uns nicht.
Aber die Tage, die Monate und Jahre vergingen, und das Leid ging um, Hoffnungen erloschen und mancher Mund sprach verzweifelt aus: Wir können es nicht mehr ertragen, man hat uns vergessen.
Fern von ihnen und doch so nah aber lebte jemand, dessen Augen das Land suchten, das seine Seele liebte. Würde nicht einmal der Tag kommen, der ihn niedersteigen hieß, um die Erde seiner Heimat aufzusuchen und die Menschen zu befreien, die sich in der Hoffnung auf das große Deutschland verzehrten. Dieser Tag mußte kommen, weil Österreich gegen den Willen der Mehrheit und gegen die Natur seiner Bestimmung regiert wurde. —
Bei der Stadt Villach liegt in 1400 Meter Höhe auf dem Gerlitzen die Berger Hütte. Von hier aus schaut man weit in das Kärntner Land, jenes uralte deutsche Kultur- und Sprachengebiet, das gegen Süden von dem mächtigen Karawankenzug begrenzt und beschützt wird. In diesem Lande steht in einer weiten Niederung auf dem Zollfelde der uralte Herzogstuhl, der in grauer Vorzeit entstand. Dieser Sitz ist aus grauen Quadern gefügt, und sein Baldachin ist der ewige Himmel.

Hier wurden von deutschen Herzögen Vasallen belehnt, hier hielten zum Zeichen ihrer Macht die Herzöge Gericht. Die Jahre und Jahrhunderte gingen über dieses steinerne Zeugnis der Deutschen. Einen ähnlichen Herzogstuhl gibt es nicht mehr in deutschen Landen.

Von der Berger Hütte aber kann man das Klagenfurter Becken sehen, die weißgraue Karawankenkette, und die Städte und Dörfer in der Nähe der grünen Drau, um die kurz nach dem Weltkriege die Kärntner in blutigem Ringen und nur auf sich selbst angewiesen, um die deutsche Freiheit kämpften. Mit der Waffe in der Hand wehrten sich Männer, Frauen und Buben gegen die Fremden, und was keinem deutschen Gebiete gelang, wurde bei ihnen und durch sie zur Tat: der Kampf um ihre heilige Erde wurde vom schönsten Erfolge gekrönt, denn Kärnten, das aufgeteilt werden sollte, blieb deutsch.

Durch die weiße Nacht wanderten Väter und Söhne zur Berger Hütte, es war im Februar 1937. Schweigend gingen sie den weiten Weg, es waren Holzfäller, Bauern und Arbeiter, die die Nacht opferten, um den Mann zu sehen, dessen Stimme sie so oft am Radio-Apparat gelauscht hatten, als es um die Befreiung der Saar ging.

Der Morgen mochte schon grauen, als so manche Kärntner die Hütte verließen, sie waren nicht mehr hoffnungslos, sie nahmen ermutigende Worte mit und sie trugen sie in ihre Dörfer und Weiler. —

Bürckel blieb nicht lange auf der Berger Hütte, allzu schnell war sein Aufenthalt bekannt und nach Wien gemeldet worden; denn durch das Land gingen zahlreiche Spitzel. Aber er hinterließ neuen Mut und Hoffnung. Und dies war zu jener Zeit bitter nötig. Denn die nationalsozialistische Partei Österreichs war verboten. Wer ihr angehörte, war ein Hochverräter. Wehe jenem, auf den der Verdacht der Illegalität fiel. Er wanderte durch die Zuchthäuser und Gefängnisse, er wurde wirtschaftlich ruiniert. Es gehörte große Charakterstärke dazu, ansehen zu müssen, wie das letzte Stück Hausrat aus der Wohnung getragen wurde und wie Frau und Kind hungerten. Da mußte man schon ein ganzer Mann sein, um dieses zu ertragen und nicht schwach zu werden. Diese Männer aber blieben fest. Was das bedeutete, vermag nur jener zu ermessen, der in den Zeiten der Illegalität österreichische Nationalsozialisten sah und mit ihnen sprach. Sie standen unter einem zermürbenden Druck. Der Staat besaß alle Machtmittel um sie zu quälen und zu vernichten, und er machte reichlich Gebrauch davon. Diese Menschen waren vogelfrei und ihnen stand nur Not, wirtschaftlicher Untergang und Kerker bevor. Das Abkommen von 1936 schien sogar das deutsch-österreichische Verhältnis endgültig zu regeln.

Ach, wie weit und wie ferne erschien ihnen Deutschland, fast hoffnungslos weit. Aber sie gaben nicht nach, und wenn sie einmal schwach werden wollten, stärkte der eine den anderen. Welch ein wahrer und tiefer Nationalsozialismus lebte hier! Es war die schönste und edelste und reinste Vollkommenheit der Idee: sie bestand nur aus Opfern, aus Hilfsbereitschaft und Entsagung. Daneben hockte oft die graue und zermürbende Hoffnungslosigkeit, aber auch ihr gelang es nicht, die Idee zu vernichten, und das war das Große an diesen Menschen, die in einer wahren Askese ihre harten Tage lebten.

Eben zu jener Zeit, als Bürckel auf der Berger Hütte wohnte, saßen wir oft mit guten Freunden abends in Klagenfurt zusammen. Unter ihnen befanden sich ehemalige Angehörige des unsterblichen Khevenhüller Regimentes und der Gebirgsschützen Nr. 1. Das waren Männer, die auf den Schlachtfeldern Galiziens und in der Schnee- und Eiswüste des Hochgebirges gekämpft hatten. Dort waren sie wegen ihrer Kühnheit und Taten zu Ehren gekommen, und der höchste Orden, der einer Mannschaft verliehen werden konnte, die Goldene Tapferkeitsmedaille, war ihr stolzer Lohn geworden. Sie waren kurz nach der letzten Schlacht auf dem Pertica-Rücken durch die Qual eines Zusammenbruches marschiert, wie ihn die Welt noch nie gesehen hatte.

Einige Wochen später standen sie schon wieder an der Front. Jetzt galt es, die engere Heimat


B. Jacobs
1933


Hugo
Lehmann

Kärnten selbst zu verteidigen und zu schützen, und gegen den Willen und gegen den Befehl der Regierung retteten sie mit ihrem Blute den Süden des schönen Landes für Österreich und für Deutschland.

Mit diesen Männern verbrachten wir viele Stunden, und sie erzählten. Was sie sagten, klang traurig, und es lag viel Hoffnungslosigkeit in ihren Worten. Sie alle waren Gegner der Wiener Diktatur und jeder von ihnen hatte in seiner Art um seiner Überzeugung willen gelitten und geduldet, seiner Hoffnung auf ein Großdeutschland wegen. „Wie lange wird dieser schreckliche Zustand noch dauern? Man möchte verzweifeln; bald, bald müßte die Rettung kommen." Wie ein schmerzender Aufschrei erklang diese Frage.

So wie im übrigen Österreich war auch in Kärnten zu Beginn der Schuschnigg-Herrschaft Unsägliches geschehen.

Die Augen des Erzählers begannen zu schwimmen.

Der Juli-Aufstand war nicht gut organisiert gewesen. Als die illegale SA. und SS aus den Tälern und Höhen anrückte, war der Sprung in die Macht in Wien schon lange mißlungen und die Aufgebote standen hilflos der bewaffneten Exekutive gegenüber, die von ihrem Übergewicht rücksichtslos Gebrauch machte. Im Lande übte die Vaterländische Front — die Stütze des Systems — einen asiatischen Terror aus. Jeder, der als Nationalsozialist bekannt war oder verdächtigt wurde, wanderte durch eine Hölle. In den Kaffeehäusern wurden sie blutig geschlagen, und auf den Polizeiwachen spielten sich Szenen ab, die so schrecklich waren, daß man sie nicht erzählen könnte.

Als wir einst beim Sandwirt zusammen waren, erzählte die Frau eines Bekannten:

„Sehen Sie dort den Tisch. Dort saßen in jenen blutigen Tagen drei Männer, von denen der Schrecken ausging. Ihr Gewerbe war in ihre Gesichter eingezeichnet. Es war der Scharfrichter Lang mit seinen beiden Gehilfen."

„Wurde auch in Klagenfurt gehenkt?"

„Dort saßen diese schrecklichen Männer, und ich werde sie immer sehen. Wien hatte sie geschickt, um eine Hinrichtung vorzunehmen, eine Hinrichtung, die vom Standgericht noch nicht einmal beschlossen worden war. Aber Schuschnigg verlangte Opfer, und Kärnten, eine Hochburg des Nationalsozialismus, sollte nicht verschont bleiben."

„Schuschnigg übte auf diese Weise einen Druck auf die Gerichte aus."

„So war es auch hier", fuhr die Erzählerin fort. „Am anderen Tag gingen wir in der Nähe des Gerichtes unruhig auf und nieder. Welchen Spruch würde man dort fällen? Dort stand einer von uns vor den Richtern, er stand am Rande des Grabes, und jeder glaubte, er werde sterben müssen. In den peinigenden Stunden der Erwartung haben wir zu Gott gebetet und mit ihm gerungen. Es durfte ja nicht sein. Denn jener, der hinter den gelben Mauern sein Urteil erwartete, war der Sohn einer schwergeprüften Mutter. Diese Frau hatte der Idee bereits zwei Söhne geopfert, einer war zu zwölf, der andere zu fünfzehn Jahren schweren Kerkers verurteilt worden und auf diesen, den letzten, wartete der Scharfrichter mit seinen beiden Gesellen.

Endlich, endlich wurde der Spruch verkündet. Er lautete auf lebenslänglichen Kerker, und wir atmeten alle auf, denn es erschien uns als ein Glück, daß der Tod an ihm vorbeigegangen war. Wer lebt, hofft, und wir glauben, daß man uns nicht untergehen lassen wird."

„Es gibt noch eine Gerechtigkeit", sagte dumpf der Mann, „oder das Leben und alles wäre sinnlos geworden."

Dann fielen die Namen der Konzentrationslager Kaisersteinbruch, Wöllersdorf, Messendorf und Finstermünz. In deren Baracken oder in den Zuchthäusern saßen überall Bekannte und Verwandte und jeder harrte mit ihnen auf den Tag der Befreiung.

Ein Aluminiumstück, das wie ein Fünfzig-Groschenstück aussah, wanderte von Hand zu Hand. „Das ist unsere Winterhilfe. Wir sind sehr arm geworden und niemand hilft uns. Zahllose

Familien wurden an den Bettelstab gebracht. Sie leben in den ärmlichsten Verhältnissen. Kein Holz, so billig es auch hierzulande ist, keine Kohle, kein Brot, keine wärmende Suppe. Dieser Zustand dauert schon seit Jahren. Man will uns durch die Not zermürben, auf diese Weise glaubt man, uns in das Lager der Vaterländischen zu treiben."

„Wir gehn nicht, wir gehn nicht", stöhnte ein hagerer Kriegsverletzter, dem die Not tiefe Furchen in das graue Gesicht gezogen hatte.

Wir hielten die kleine Aluminiumplatte in den Händen.

„Wenn Sie mit diesem Groschenstück betroffen werden, werden Sie zu Kerker verurteilt."

„Wie ist das möglich, ein Werk der Barmherzigkeit?"

„Am liebsten möchte man uns das Atmen untersagen, damit wir schneller zu Grunde gehen. Sie nennen die Hilfe, die wir unseren noch ärmeren Volksgenossen angedeihen lassen, illegal, sie nennen sie Hochverrat und sie bestrafen jeden Versuch zur Linderung der Not mit Kerker."

Während ich dies schreibe, liegt das Fünfziggroschenstück vor mir, ich habe es damals mitgebracht zur Erinnerung an einen Sozialismus, der jeden berauschte, der ihn kennen lernte. Die Armen halfen den Armen, und in Österreich war die Armut sehr groß; nie kannten wir eine ähnliche im Reich.

Auf den Lindwurmplatz in Klagenfurt, man hatte ihn damals Dollfußplatz genannt, kamen die Bauern aus den Bergen und hielten das Wenige feil, was sie besaßen. Es waren da die ersten Alpenblumen mit bläulich, violett-weißen Blättern, es wurden hölzerne Hausgeräte ausgestellt, in Heimarbeit angefertigt. Eine Frau bot Eier an, fünf Eier lagen im Korb. Um diese fünf Eier und einen Bund Möhren zu verkaufen, hatte sie einen weiten Weg hinter sich, und in ihren Augen lag die Sorge. Hoffentlich würde man ihr diese Kleinigkeit auch abkaufen, denn in der Hütte war das Petroleum ausgegangen. Stunde um Stunde wartete sie wie so viele andere auf Käufer. Auf langen schmalen Leiterwagen war schönes Buchenholz, klein gesägt und sorgsam gespalten, aufgeschichtet. Die Besitzer hielten neben ihren Pferdchen, sie mußten trachten, ihre Last auf jeden Fall in Klagenfurt zu lassen, sie brauchten ja so dringend ein wenig bares Geld. Oft warteten sie vergebens auf einen Käufer, dann zogen sie mit ihrer Last von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, und sie ließen das schöne Holz oft um die Hälfte des Preises.

In der Nähe des Landeshauses aber drängten sich stumpf die Erwerbslosen vor der Stempelstelle. Seit langer Zeit waren sie ohne Arbeit, und die Gesichter, aus denen die unnatürlich großen Hungeraugen glänzten, waren schmal und fahl geworden.

Welch ein Elend!

Eines Tages fuhren wir von Klagenfurt der Drau entgegen, um den Schauplatz der Freiheitskämpfe bei Ferlach zu besichtigen. Es schneite und regnete. Als wir unterhalb der Hollenburg in der Nähe der Drau hielten, traten vor uns die weißen Stöcke der Karawanken aus dem Schneegestöber hervor. Lange betrachteten wir dieses seltsame Bild. Mein Begleiter, ein ehemaliger Hauptmann und bekannter Freiheitskämpfer, wies auf die hochragende Felsenmasse: „Erst dann werden wir Ruhe haben, sicher und glücklich sein, wenn dort oben auf dem Gipfel der Karawanken die Hakenkreuzflagge weht."

Wie ferne schien damals, im Schneegestöber unterhalb der Hollenburg, jener Tag zu sein ...

Etwas später gingen wir nach Maria Rain. Dort hielt der Hauptmann seine Versammlung ab.

„Sehr viele Leute tragen hier das Kruckenkreuz", stellte man verwundert fest.

Der Hauptmann lachte: „Sie wurden dazu gezwungen, in Wirklichkeit sind sie alle Nationalsozialisten, sie tarnen sich mit dem Kruckenkreuz."

Ein hochgewachsener Mann mit dickem Gesicht trat ein, er trug ein besseres Kruckenkreuz als die anderen. Der Hauptmann flüsterte: „Vorsicht, dieser Mann ist ein gefährlicher Spitzel, aber wir wissen es. Alles was hier gesagt wird, kommt eine Stunde später schon Zernatto zu Ohren. Dieser Mann hat viele Verhaftungen auf dem Gewissen."

Wir setzten uns neben den Spitzel, der uns aus listigen Augen freundlich anzulächeln versuchte. Man fühlte wie er witterte. Hunderte dieser Sorte lebten von diesem unehrenhaften Beruf, und dem Leide, das sie über die Menschen brachten, verdankten sie gutbezahlte Posten.
Damals, im Februar 1937, lag die Partei tief danieder. Es war unsäglich schwer, sie wieder einigermaßen aufzubauen. Die Mitglieder versammelten sich, um den Häschern zu entgehen, in den Wäldern unter freiem Himmel. Neue Verhaftungen lichteten immer wieder die Reihen, aber in dieser schweren Zeit hielt der Zustrom an, ja er wurde stärker und für den Fehlenden sprang immer wieder ein neuer ein. Zu jener Zeit war der Reichsaußenminister v. Neurath in Wien eingetroffen. Schon in der Morgendämmerung wurde sein Zug während der Fahrt von der Bevölkerung auf jede mögliche Weise feierlich begrüßt. Aus den Fenstern wehten Tücher, Hände winkten. Es war ergreifend zu sehen, wie aus dem Hintergrunde eines Zimmers Hände grüßten. Die Leute wagten es nicht, die Hand zum Fenster herauszustrecken, weil sie fürchteten, von den Polizisten, die draußen standen, gesehen zu werden.
Am Bahnhof begann bereits eine wahre Massenkundgebung. Als der Minister mit seiner Begleitung die Wagen bestiegen hatte, brausten Heilrufe durch die Luft und Hakenkreuzfähnchen tauchten auf. Niemand wußte, woher sie kamen. Die Autokette wurde immer wieder unterbrochen und die Wagen angehalten. Das war und konnte nur die Sprache eines gequälten Volkes sein. Wien war zu einem wahren Polizeilager geworden. Überall hielten starke Abteilungen, zu Pferde, zu Fuß und auch Überfallwagen. Lange Polizeiketten versuchten die Straßenzüge freizuhalten, aber es war vergebens, die Sperrketten wurden immer durchbrochen. Solange die reichsdeutschen Besucher in Sicht waren, machte die Polizei gute Miene zu einem Spiele, das ihr nicht gefiel: Kaum war man „wieder unter sich", als die Olivgrünen mit dem langen Gummiknüppel über die Jubelnden herfielen und sie in Seitengassen abdrängten, wo sie wahllos verprügelt wurden. Aber das „Sieg-Heil" wollte nicht verstummen.
Schier hoffnungslos und allzu schwer erschien damals vielen die Gegenwart. Nach außen hin schien Schuschnigg stärker denn je zu sein. Jeder bereitete sich auf eine lange Wartezeit vor. Würde man auf die Dauer doch nicht müde werden und resigniert die Werbung und Hoffnung aufgeben? Jahre, viele lange Jahre mochten noch verstreichen, ehe die Rettung kam. Da war es wieder die Botschaft jener, die auf dem Obersalzberg gewesen waren und die den Mann gesehen hatten, an dem ihr ganzes Herz hing, die sie ermunterte. Neuer Glaube und neue Hoffnung zogen in die Herzen ein, und sie hatten einen Trost nach einer schweren Zeit und vor einer dunklen Zukunft bitter nötig. Sie wußten, daß sie nicht vergessen waren.

Das Werden der illegalen Diktatur

Die Sehnsucht nach dem großen Reiche

Der Friede von Saint Germain entwürdigte das einst so große Österreich zu einem kleinen politisch und wirtschaftlich bedeutungslosen Staate. Deutschösterreich hatte sein gesamtes Hinterland verloren und es schien natürlich, wenn dieses Land sich an das Deutsche Reich anschloß, zu dem es seinem Volke und seiner Geschichte nach gehörte.

Besaß man nicht nach den Worten Wilsons das Selbstbestimmungsrecht? Zwar beschloß noch 1919 die Nationalversammlung zu Weimar den Anschluß Österreichs. Den deutschen und österreichischen Marxisten bedeutete ein Anschluß vor allem eine Stärkung der eigenen politischen Machtposition, sie dachten, wie sich später einwandfrei zeigte, weniger oder gar nicht an das natürliche Zusammengehörigkeitsgefühl eines Volkes in zwei Staaten vereint, sondern sie betrachteten den Anschluß als eine parteipolitische Bereicherung. In späteren Jahren, als sich die parteipolitische Struktur des Reiches veränderte, wurde der Austromarxismus zum Gegner des Anschlusses. Ein Beweis dafür, wie wenig er das Sehnen des Volkes verstehen wollte.

Österreich wurde zur Isolierung verurteilt und die Entente hoffte, aus der Not des kleinen Landes nach und nach für sich günstige Ergebnisse zu erzielen. Man glaubte Österreich gegen Deutschland in eine enge wirtschafts-politische Verflechtung mit der Tschechoslowakei und Staaten der Kleinen Entente treiben zu können.

Man zwang Österreich in eine Unabhängigkeit, die nichts anderes war als der Versuch, diesen deutschen Staat in die Entente-Einkreisung gegen Deutschland einzufügen.

Aber die Sehnsucht des Volkes nach dem großdeutschen Reiche starb im Laufe der Jahre nicht ab. Sie war zu einem natürlichen Bestandteil seines Wesens geworden, und kein Politiker und keine Regierung waren je in der Lage, dieses Gefühl zu töten, sie konnten es vielleicht zeitweise zum Schweigen bringen, aber sie vermochten nicht, es zu vernichten. Wenn es auch auf Jahre hinaus verboten worden war, vom Anschlusse zu sprechen, so lebte der Gedanke doch innerlich weiter, und er sollte einst zur Sturzflut werden, die alle Dämme niederriß.

Der Weg zur Diktatur

Die Geschichte der NSDAP. in Österreich begann schon sehr früh, aber die politische Wirkung der Bewegung wurde erst 1931, und dann aber für die übrigen Parteien erschreckend, sichtbar. Der Aufstieg der NSDAP. in Österreich wurde zum Alarmsignal für die Christlichsozialen, die Sozialdemokraten und endlich, in späterer Zeit, für die Heimwehren. Bisher waren die verschiedenen Regierungen fast alle von den Christlichsozialen gehalten worden, denen sich einige kleinere Parteien je nach der Lage anschlossen. Wenn aber die Nationalsozialisten weiter zunahmen, war der Bestand der alten Parteien gefährdet. In dieser Erkenntnis lag der Anfang jener furchtbaren Geschehnisse begründet, die sich später zutrugen. Noch bei den Wahlen zum Nationalrat am 9. November 1930 (es waren dies die letzten bis zur großen Volksabstimmung im Jahre 1938) erhielten die Nationalsozialisten von 3.658 Millionen Stimmen nur 105 177. Während sich aber die Sozialdemokraten hielten, verloren die Vertreter der Regierungsparteien neun Mandate. Damit war ihre Niederlage offenkundig.

Dies wäre noch nicht von großer Bedeutung gewesen, wenn nicht die am 24. April 1932 stattgefundenen Wahlen zu den Landtagen von Wien, Niederösterreich und Salzburg die Regierungsparteien überrascht und maßlos erschreckt hätten.
Der Vormarsch der Nationalsozialisten wurde jetzt offenbar. Es war schon mehr ein Ansturm. Sie eroberten im Wiener Gemeinderat mit einem Schlage fünfzehn Sitze, die sie den Christlichsozialen abnahmen. Auch in den Landtagen der Bundesländer verloren diese die Mehrheit. Der Siegeszug der jungen und kühn vordringenden Bewegung begann.
Die damalige Regierung Buresch trat am 13. Mai 1932 ab und machte jenem Manne Platz, der das österreichische Volk durch die Tiefen des Leides führen sollte. Dollfuß stand zwar den Christlichsozialen nahe, aber er gehörte der jungkatholischen Bewegung an und ihm sollte es vorbehalten bleiben, später einer Volksmehrheit die Minderheit einer Diktatur entgegenzustellen und nach Ausschaltung der Parteien und des Parlaments die illegale Führerschaft aufzurichten.
Als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 Reichskanzler wurde, begannen der wahre Charakter und die letzten politischen Absichten Dollfuß' sich zu offenbaren.
In Österreich nahm der Nationalsozialismus einen ungeahnten Aufschwung. Jeder, und vor allem die alten Parteien, und unter diesen besonders die Christlichsozialen wußten sehr gut, daß sie bei Neuwahlen der jungen und unverbrauchten Bewegung nicht standhalten würden. Sie hatten die Landtagswahlen erlebt und sie hatten den Prozeß des Parteienschwundes im Reiche verfolgt. Zu ihrem Entsetzen war es dort den Nationalsozialisten auf legalem Wege tatsächlich gelungen, auf dem von der Demokratie vorgeschriebenen sogar, an die Macht zu kommen. Aber nicht nur die Parteien fürchteten die Neuwahlen, der politische Katholizismus sah in Österreich den letzten europäischen Staat, der ganz in vatikanischem Sinne regiert werden konnte und der eine täglich wachsende Bedeutung erlangen mußte, wenn es glückte, rechtzeitig und gründlich alle anderen Kräfte auszuschalten, die nicht im Sinne dieser Auffassung wirkten.
Wie sollte dies aber geschehen?
Österreich war doch eine Demokratie. Im Jahre 1934 waren die Nationalwahlen fällig. Nur keine Wahlen! Man ahnte, wie es in den Ländern Kärnten, Steiermark, Salzburg und Tirol aussah. Waren diese Gebiete nicht schon fast ganz nationalsozialistisch?
Daher mußte ein Weg gefunden werden, um unter Ausschaltung der Wahlen des Parlaments zur Diktatur zu gelangen. Ein wahrer, aber höchst willkommener Zufall half Dollfuß auf diesen illegalen Weg.
Es war am denkwürdigen 4. März 1933, als Dollfuß vom Schicksal begünstigt wurde. Im Parlament fand eine nebensächliche Debatte über den Streik bei den Bundesbahnen statt. Plötzlich entstand eine heftige Auseinandersetzung über einen vertauschten Stimmzettel, und die drei Präsidenten des Nationalrates erklärten ihren Rücktritt. Damit war der Dollfuß-Regierung die ersehnte Handhabe gegeben; sie erklärte, das Parlament habe sich selbst ausgeschaltet. Vergebens blieben alle Proteste. Diese 125. Sitzung des Parlaments sollte bis auf weiteres die letzte sein. Von dieser Zeit an regierte Dollfuß mit Notverordnungen und ging mit schnellen Schritten auf dem Wege zur illegalen Diktatur weiter, deren Ende nur ein Abgrund sein konnte. Man schämte sich nicht mehr, ein altes und nur im Kriegsfall anwendbares Gesetz, das „kriegswirtschaftliche Ermächtigungsgesetz" aus dem Jahre 1917 auszugraben und gegen die Stimmen der Gesetzkenner auch anzuwenden.
Dollfuß stützte sich auf zwei Säulen, auf denen er sein illegales Gebäude aufbauen konnte: die Christlichsozialen und die Heimwehren.
Zwei Strömungen erschienen von diesem Tage an der Regierung Dollfuß als Feinde: die Marxisten und Nationalsozialisten. Wenn sich die Nationalsozialisten auch ganz still verhalten,

wenn sie sich tot gestellt hätten, das Diktaturregime hätte doch zugeschlagen und mit allen Mitteln versucht, die Bewegung zu unterdrücken und zu vernichten.
Außenpolitisch begann die Sünde wider den Geist des Deutschtums. Man suchte Unterstützung bei fremden Mächten, angeblich um der Selbständigkeit Österreichs willen, in Wirklichkeit, um sich um jeden Preis zu halten. Jetzt begannen Unterhandlungen, die von tiefer Niedrigkeit der Auffassung zeugten. Auf einmal war die einst so stark hervorgehobene Anschlußidee verschwunden, ja, sie wurde als Hochverrat betrachtet. Die Geschichte dieser außenpolitischen Entwürdigung wird einst geschrieben werden, und die Menschen werden staunen, wie sehr machtgierige Menschen ihr eigenes Volk vergessen und betrügen konnten.
Während Dollfuß schon Anfang März fest entschlossen war, die illegale Diktatur aufzurichten, wurde nach außen so getan, als ob man recht bald dem österreichischen Volke die verlorenen Rechte wiedergeben würde, in Wirklichkeit aber dachte man nicht daran. Später versprach Dollfuß eine Länder- und Ständekammer, aber auch dieses Versprechen verschwand wie eine Wolke am Himmel.
Auch die Provokationen gegen die Nationalsozialisten wurden immer größer. Wurden sie von Dollfuß-Leuten angegriffen, dann fanden sie kein Recht. Wehrten sie sich aber, dann wurden sie hart bestraft. Und am 19. Juni 1933 wurde die NSDAP. verboten. Aber nicht nur nach innen griff Dollfuß zu ungerechten Maßnahmen, er nahm sogar eine herausfordernde Haltung gegen das Reich ein. Bisher hatte die österreichische Politik nie gegen das Reich, sondern mit ihm gehandelt. Dollfuß verkehrte diesen weisen Grundsatz in sein Gegenteil.
Einige Monate nach dem Verbote der Partei warf Dollfuß endgültig die letzten Schranken beiseite. Auf einer Kundgebung der Vaterländischen Front am 11. September 1933, während des Katholikentages, verkündete er die Vernichtung der Parteien und den Beginn des „christlich deutschen Ständestaates".
Was ist das, ein christlich deutscher Ständestaat, dachten die Menschen, denen befohlen worden war, mit Fackeln in der Hand über den Ring zu ziehen.
Dollfuß aber hatte sich für die Diktatur erklärt, er wollte sich auf Heimwehr, Vaterländische Front, Kirche und Legitimismus stützen. Ein Fürst Starhemberg hatte vor 250 Jahren das deutsche Wien vor den Türken gerettet, heute brach ein Nachfahr von ihm sein oft gegebenes fürstliches Ehrenwort. Was war aus der vielgenannten Heimwehr geworden? Wer war Starhemberg und was wollte er?

Die Heimwehren

Die Heimwehren waren mit dem Leben Österreichs zuerst im Guten und später im Bösen eng verbunden. Diese Organisationen entstanden aus den Freiheitskämpfen der Kärntner und Steirer und sie waren antimarxistisch, national und bejahten den Anschluß. Schon früh kam es zu einer bemerkenswerten Spaltung in den von den Parteien noch abhängigen Wehren. Noch im Jahre 1921 bildete sich ein besonderer steirischer Heimatschutz, der im Gegensatz zu der anderen Heimwehr durchaus aktivistisch und revolutionär war. Er war antibürgerlich und großdeutsch und in seinem Abzeichen tauchte zum ersten Male das Hakenkreuz neben den Farben Steiermarks und dem Schwarz-Weiß-Rot des Reiches auf. Dieser Heimatschutz behielt seine Selbständigkeit, die sich sogar in der Führerschaft auswirkte; Pfrimer, ihr Führer, war mit den gleichen Rechten wie der Bundesführer der Heimwehren, Steidle, ausgestattet. Das großdeutsch-revolutionäre Programm verschaffte den Steirern zahlreiche Anhänger, die dem Nationalsozialismus nahe standen, während die österreichische Heimwehr mehr die Ideen der Regierung vertrat. Gegner der Heimwehren waren vor allem die Marxisten und ein Teil der Bauernschaft.

Während der roten Juli-Revolte 1927, bei der der Justizpalast in Flammen aufging, ging die Heimwehr zum erstenmal aktiv vor. In der Obersteiermark erzwang sie den Abbruch des von den Sozialdemokraten verkündeten Generalstreiks, von diesem Tage an schaltete sie sich in das politische Leben des Landes ein, die Regierungen begannen mit ihr zu rechnen; sie konnten in diesen Wehren einst eine Stütze finden, wenn man gegen den schwer bewaffneten sozialdemokratischen Schutzbund vorzugehen beabsichtigte oder wenn dieser eine rote Revolte vorbereitete. Die politische Auffassung innerhalb der stetig zunehmenden Wehr aber war nie einheitlich und sollte es auch nie werden. Vor allem blieb der steirische Flügel wichtig, der sich jederzeit aktivistisch benahm und schon früh der Sozialdemokratie das Recht auf die Straße mit Erfolg streitig machte, sie wurde der Feind und Schrecken des Republikanischen Schutzbundes. Es kam oft zu wahren Schlachten, die mit Toten und Verwundeten endeten.
Um diese Zeit, im Jahre 1929, trat ein Mann an die Spitze der oberösterreichischen Heimwehr, der ihr Schicksal später maßgebend beeinflussen sollte. Es war der Fürst Ernst Rüdiger von Starhemberg, dessen späteres Verhalten ihn als eine egozentrische Persönlichkeit erscheinen ließ, die mehr Schwäche als Stärke und mehr Charakterlosigkeit als Festigkeit aufwies. Starhemberg hatte an den Freikorpskämpfen in Oberschlesien teilgenommen und der Name des „Kämpfers von Annaberg" besaß jene Voraussetzungen, die für einen nationalaktivistischen Führer notwendig schienen. Aber Starhemberg enttäuschte später viele seiner Anhänger bitterlich und führte die Heimwehr in das Dunkel der Reaktion und des Verrates an der von ihm einst gepredigten großdeutschen Lösung. Er war zu schwach und zu haltlos, um ein Führer zu sein, und verderblich war es, daß er überzeugt davon war, der Mann zu sein, auf den die Menschen als den Heilbringer warteten. Sein Aufstieg war nicht leicht. Instinktmäßig wehrten sich die Unterführer gegen sein Streben nach der Führung in Oberösterreich und erst nach hartnäckigem Widerstand wurde er Landesführer. Mit dem Jahre 1930 begann die erste große Wendung der Heimwehr und ihrer Entwurzelung beim Volke. Waren bisher die Geldmittel aus österreichischen Quellen geflossen, so suchte man jetzt außerhalb des Landes finanzielle Unterstützung und fand sie auch bei einer fremden Macht. Eine Auslandsreise jagte die andere. Hier war es noch Starhemberg, der sich aus nationalen Gründen scharf gegen den Empfang fremder Gelder wandte, die doch mit Verpflichtungen verbunden waren. Er verlangte sogar den Rücktritt des Bundesführers Steidle.
Der Machthunger und das Sättigungsbedürfnis der Heimwehren stieg. Starhemberg selbst wollte vor allem Bundesführer werden und deshalb unternahm er alles, um Steidle zu stürzen. Im September 1930 begann der Endkampf um die Führerschaft. Vor allem mußte Pfrimer, der Führer der Steirer, gewonnen werden. Während einer Besprechung unter vier Augen, die die Absetzung Steidles zum Ziele hatte, versprach Starhemberg bei seinem fürstlichen Ehrenwort, daß er bei der Neuwahl des Bundesführers für Pfrimer stimmen werde.
Aber dieses Versprechen wurde nicht gehalten. Noch im September fand die Abstimmung über die Wahl des neuen Bundesführers statt und Starhemberg wurde mit den Stimmen Oberösterreichs zum Führer der österreichischen Heimwehren gewählt.
Starhembergs erstem Wortbruche sollte bald der zweite folgen. Es galt die verbitterten Steirer zu versöhnen. Wenn man bisher an der nationalen Einstellung Starhembergs nicht zweifeln konnte, so war man doch schon mißtrauisch geworden. Die Steirer verlangten daher von ihm bindende Zusagen über die Ziele der Heimwehr.
Starhemberg gab sie großzügig und schriftlich, und wieder mußte sein fürstliches Ehrenwort herhalten, das in den Augen Pfrimers schon bedenkliche Abnützungserscheinungen aufweisen mußte. Er versprach, die Heimwehr im großdeutschen Sinne kompromißlos gegen die parlamentarischen Systemparteien zu führen. Er versprach, die bestehenden christlichen und marxistischen Gewerkschaften zu zerschlagen.

Er versprach eben wie ein Starhemberg.
Bis zum Jahre 1930 war Starhemberg Nationalist und Großdeutscher, er war vom Nimbus des Freiheitskämpfers umgeben, seine Reden waren scharf antiklerikal und antisemitisch, er schien sogar dem Nationalsozialismus nahezustehen. Er verlangte den deutschen Volksstaat. Er nannte Österreich „einen Teil des deutschen Volkes" und er erklärte noch 1930 „Über allem steht uns als letztes und höchstes Ziel der Zusammenschluß aller deutschen Stämme" ... „Wir wollen die alte Ostmark wieder deutsch und christlich machen, bis ein großes deutsches Reich entstehen wird, das Jahrtausende dauern wird."
Noch Ende Oktober 1931: „Die österreichische Republik ist in Wirklichkeit ein Mißgebilde".
Am 15. Juli 1932 wurde das Lausanner Protokoll veröffentlicht, das sich auf die österreichische 300-Millionen-Schilling-Anleihe bezog. Diese Anleihe, die zur Fortführung des Tilgungs- und Zinsendienstes und zur Rückzahlung kurzfristiger Kredite dienen sollte, belastete ohne Gegenleistung den Staatshaushalt um jährlich 24 Millionen Schilling und war an Bedingungen geknüpft, die Österreich auch den Schein jeder Unabhängigkeit nahmen. Denn, um die Anleihe überhaupt zu erhalten, erkannte die Dollfußregierung noch einmal und ausdrücklich das den Anschluß verhindernde Genfer Protokoll an und seine Geltungsdauer wurde bis zum Jahre 1952 erweitert. Diese entwürdigende Bestimmung, dieser Schacher einer Regierung hätte gerade bei dem Fürsten Starhemberg einen Proteststurm auslösen müssen. Starhemberg brannte auch vor Entrüstung, aber nicht gegen die auswärtige Anleihe, sondern gegen das Reich. Die Aufgabe bestehe darin, sagte er, Österreich zu retten. Daher müsse er die Arbeitsweise ablehnen, die von gewissen Kreisen, die sich national nannten, komme. Es scheine ihm, als wolle man Österreich systematisch zu Grunde richten, um es als Kadaver in ein zentralistisch aufgebautes Deutschland schleifen zu können. Das aber lehne er, der Fürst und Führer der Heimwehren ab. Ohne es zu wissen, wurde er prophetisch, als er fortfuhr: „Der Anschluß kommt an dem Tage, an dem das deutsche Volk die Macht hat, die Friedensverträge zu brechen, und keinen Tag früher."
Dann kam er auf die Anleihe zurück, die ihn hochaufbäumen und wie er sagte „mit den Zähnen knirschen" ließ. Als er geknirscht hatte, wurde er etwas ruhiger und lenkte ein, er werde über die Anleihe so abstimmen, wie es im Interesse des Volkes liege.
Dieser Rückzug auf die beliebten „Interessen des Volkes" führte diesen konsequenten Fürsten auf die Seite jener, die diesem Vertrage zustimmten.
Der Lausanner Vertrag wurde also angenommen, es stimmten dafür: die Christlichsozialen, die Landbündler und von acht Heimwehrabgeordneten sechs, die beiden anderen stimmten dagegen. Dollfuß gewann mit Hilfe Starhembergs mit 81 zu 80 Stimmen die Schlacht.
So handelte ein Starhemberg mit vielen Fürsten-Ehrenwörtern. Er erinnerte an den letzten Kaiser Karl, der es mit der Wahrheit auch nie genau nahm.

Unter dem Kruckenkreuz

In seiner vorletzten Rede, die er im März 1938 hielt, erzählte der damalige Bundeskanzler Schuschnigg voll stolzen Ingrimmes, daß die Vaterländische Front an 3,5 Millionen Mitglieder umfasse, also mehr als die Hälfte der Bevölkerung Österreichs. Was war das, die Vaterländische Front und welchen Wert besaß sie?
Schon während des großen Heimwehr-Aufmarsches zu Schönbrunn war Dollfuß auf den Gedanken gekommen, die Diktatur nicht durch Parteien, sondern durch Wehrformationen und endlich durch eine „Bewegung" zu stützen, schon um die Heimwehr nicht zu stark werden zu lassen. Während der Feiern waren ihm auch die vom Innsbrucker Rechtsanwalt Kurt von Schuschnigg geführten Ostmärkischen Sturmscharen aufgefallen, die auf ihren Fahnen das Piuszeichen trugen.

Diese politisch-katholisch-kämpferischen Abteilungen schienen ihm ganz besonders wert, ausgebaut zu werden. Eine neue Konkurrenz der Heimwehren wurde also unter liebevoller Beihilfe des Klerus ausgebaut und später in die Stützen der Diktatur eingemauert. Im Mai 1933 sah das Kind das Licht der Welt. Die Vaterländische Front wurde gebildet. Sie sollte, so teilte der Aufruf Dollfuß' mit, durch den Zusammenschluß aller regierungsfreundlichen Kreise eine einheitliche staatspolitische Bewegung werden. Später wurde sie zu einer Körperschaft öffentlichen Rechts und alleinige „Trägerin staatspolitischer Willensbildung" in dem christlichen deutschen Bundesstaat Österreich auf ständischer Grundlage.

Das waren schöne, wenn auch unklare Taufworte für das neue Gebilde.

Zuerst war die Vaterländische Front recht schwächlich und nach außen bescheiden. Alle braven Bürger, die Kulturkampf und Marxismus ablehnten, dafür aber wacker für die Unabhängigkeit Österreichs kämpfen wollten „bis zum letzten Blutstropfen" natürlich, sollten Mitglied sein.

Die Tore der Vaterländischen Front wurden weit geöffnet und ein zuerst schwacher Zustrom begann. Da waren vor allem die alten Angehörigen der Christlichsozialen, die sich mit dem rot-weiß-roten Bändchen schmückten. Es marschierten die alten, braven, echten Reaktionäre heran und ließen sich eintragen. Dazu stieß der bekannte Haufen der Mitläufer, die an den Fingern die Geschäfte abrechneten, die sich in dem neuen Klub machen ließen.

Man kann sich vorstellen, ein wie vielfältiges Antlitz diese Vaterländische Front zeigte. Die schillernde Mannigfaltigkeit dieses zusammengetriebenen Interessentenhaufens war sogar den sonst nicht so wählerischen Heimwehren zu viel. Sie lehnten es lange ab, dieser allzu bunten Gesellschaft beizutreten, die in der Hauptsache wieder allzu christlich-sozial zu sein schien. Aber es half ihr kein Lamento mehr. Sie hatte A gesagt, jetzt mußte sie auch B sagen und ihr Brot in freudiger Kameradschaft mit den neuen Genossen teilen.

Auf diese mit den Rechten der Totalität ausgestattete Gesellschaft stützte sich nun die Diktatur. Dieses schwerfällige Monstrum ohne große politische Idee und ohne jede schöpferische aktivistische Kraft machte seinen Vätern schon kurz nach der Geburt schwere Sorgen. Denn ein großer Teil der Bevölkerung hielt sich von diesem Sammelbecken fern, und es waren die Besten, die sich weder durch Bitten noch durch Drohungen zum Beitritt zwingen ließen.

Man stattete nun diesen „politischen Willensträger" auch organisatorisch aus, indem man kleinere und auch ganz große Anleihen bei der NSDAP. machte. Es wurden Landes-, Bezirks- und Ortsgruppenleitungen gebildet mit Dienststellen und Betriebsorganisationen. Es wurde schlechthin alles nachgemacht, leider konnte man nicht den Geist und den Glauben der Nationalsozialisten stehlen, sonst hätte man das auch getan.

Neben dieser stolzen Partei marschierte, nicht immer „im gleichen Schritt und Tritt", die Wehrfront. Es war dies eine Zusammenfassung verschiedener Wehrverbände. In der Wehrfront trafen sich die frommen Jünglinge Schuschniggs, die Jünger des militanten Katholizismus, die Heimwehren, mit Ausnahme der Steierer, die aufgelöst waren, der Freiheitsbund christlicher Arbeiter, es waren anwesend die christliche Turnerschaft und die burgenländischen Landesschützen.

Das waren viele Namen und noch mehr Meinungen, die hier beisammen waren. Wer aber konnte würdiger sein diese herrliche Einheit zu führen als Starhemberg. Er bekam auch den Posten. So sah die Vaterländische Front in Wahrheit aus; sie war und blieb eine wilde Mischung von Anhängern der Diktatur, von Konjunktursuchern, Unfreiwilligen und Ängstlichen.

Dollfuß sah sich immer mehr den Plänen Starhembergs ausgeliefert. Er mußte sich sagen, daß die Ziele, die Starhemberg anstrebte, nie erreicht werden konnten. Dieser und Fey verlangten die Vernichtung der Parteien, der Sozialdemokraten und der NSDAP. Von einer Verankerung dieser geisterhaften Diktatur im Volke aber konnte dann keine Rede mehr sein. Sie war nicht aus dem Volke hervorgegangen, sie war von einigen Leuten ohne Volksbefragung rein illegal auf-

gerichtet worden. Sie konnte sich nur mit Hilfe der Bajonette und des Terrors gegen eine unterdrückte Mehrheit halten. Es scheint, daß Dollfuß in ruhigen Stunden den Ernst der Lage erkannte und auch Versuche machte, den Heimwehreinfluß zu brechen. Aber er war, um sich zu halten, vorläufig noch gezwungen, mit der Heimwehr als der stärksten bewaffneten Organisation zu paktieren. Sie war eine Stütze, eine zwar unheilvolle, aber er bedurfte ihrer noch. Starhemberg und Fey kannten kein Zurück mehr. Mit Hilfe der Regierung mußte zuerst die Sozialdemokratie, dann die NSDAP. vernichtet werden. Dollfuß sträubte sich längere Zeit gegen den offenen und nach Lage der Dinge einseitigen Kampf. Er war mehr Zermürbungsstratege und gedachte auf kaltem Wege das Ziel zu erreichen. Aber die Heimwehrführer lagen ihm immer wieder in den Ohren.

Die zweite innerpolitische Stütze wurde für Dollfuß der Vatikan. Dieser sah in der Vaterländischen Front jenes willkommene Gebilde, das er brauchte, um seinen Einfluß zu verankern. Diese Front war nach Meinung der Kirche vorzüglich geeignet, die politischen Aufgaben als Nachfolgerin der Christlichsozialen zu lösen. Die klerikal-kulturelle Seite konnte von der katholischen Aktion betreut werden. Dollfuß aber mußte um jeden Preis gehalten werden und daher war die Kirche auch bereit, ihn mit ihrer Macht gegen die Sozialdemokraten und Nationalsozialisten zu unterstützen; diese Absicht deckte sich mit jener der Heimwehrführer.

Der rachsüchtigste und brutalste Verfolger der Bewegung aber wurde Vizekanzler Fey, der gegen die feierlichen Versprechungen Dollfuß', ihn nicht einzusetzen, doch Sicherheitsminister wurde. Eine furchtbare Zeit begann damit für die österreichischen Nationalsozialisten.

Beginn der großen Verfolgungen

Fey erfand das österreichische Konzentrationslager; der ehemalige tapfere Soldat und Theresienritter arbeitete mit einer raffinierten Grausamkeit, die sehr schwer zu verstehen ist. Sein Sadismus war jenem des alten k. und k. Militärstrafgesetzbuches und dem Haß eines Franz I. ebenbürtig und überlegen. Urgründe einer dunklen Seele brachen auf und Schreckliches geschah im Namen einer Diktatur, die illegaler war als die trotz des Verbotes fortbestehende und sich kräftig entwickelnde NSDAP.

Das berüchtigte Konzentrationslager Wöllersdorf wurde geschaffen. Ein langer Märtyrerzug sollte durch die Tore dieses Schreckenslagers einziehen. In der grauen Eintönigkeit des Lagerlebens sollte die Idee zermürbt und gebrochen werden. Aber es geschah das Gegenteil. Wer durch die läuternde Flamme von Wöllersdorf ging, entschied sich hier für alle Zeiten, entweder war er schwach und sagte der Idee ab oder aber er gewann hier die letzte Einsicht und wurde einer jener Männer, die mit der Idee zu einer unlöslichen organischen Einheit wurden. Jeder Österreicher konnte in dieses Lager, dem sich bald noch andere zugesellten, ohne richterlichen Befehl, ohne Urteil, ohne Vorliegen eines strafbaren Tatbestandes und ohne Angabe von Gründen gebracht werden. Es sollten Zeiten kommen, in denen Wöllersdorf 5300 gefangene Nationalsozialisten barg, 45 000 gingen allein durch diese Hölle.

Die Wirtschaftslage wurde von Tag zu Tag schlechter, Dollfuß versprach ein großes Arbeitsbeschaffungsprogramm, das nie durchgeführt wurde. Die Arbeitslosenziffern stiegen, stiegen. Dies alles schob man den Nationalsozialisten in die Schuhe. Über Österreich sank das Leichentuch des Leides, des Hungers, zermürbender Untätigkeit und aussichtsloser Zukunft. Ein ganzes Volk war freudlos geworden. Welch eine trostlose Zeit!

In Dorf und Stadt und Land schlich der Denunziant herum. Er horchte um Geldes willen an Türen und Herzen. Hier hatte jemand günstig über Deutschland gesprochen. Fort mit ihm!

Mancher Familienvater wurde ohne Angabe von Gründen seiner Familie entrissen. Oft mußte diese, weil der Ernährer fehlte, die bitterste Not ertragen.
Der Strom der Verhafteten wuchs von Tag zu Tag. Wer als Arbeitsloser nicht zur Vaterländischen Front gehörte, wurde ausgesteuert. Mit dem Nichts vor den Augen konnte er eines langsamen Hungertodes sterben. Welcher Betrieb hätte es gewagt, ihm Arbeit zu geben, und jede Arbeit, die in irgendeiner Weise mit dem Staate zusammenhing, war ihnen von vornherein versagt.
Zur Illustrierung des Glückes, unter dieser Diktatur leben zu dürfen, wurde Österreich das Land mit den höchsten Selbstmord- und den niedrigsten Geburtenziffern.
Man schickte ein Heer von Provokateuren aus, die sich ihre Opfer aussuchten und die Kerker und Lager mit neuen Insassen versorgten.
Die nationalsozialistischen Mandate in den Länder-Parlamenten wurden einfach kassiert und richterliche Entscheidungen nicht beachtet. Die Unabhängigkeit des Richters wurde abgeschafft. Für Prozesse, an deren Durchführung der Regierung besonders viel lag, wurden gefügige Richter ausgewählt. Man erwartete von ihnen harte Urteile. Jedes Maß für die Gerechtigkeit ging verloren. Die Heimwehr oder Hahnenschwänzler (so wurden sie wegen der Birkhahnfeder am Hute genannt) übten vor aller Welt einen grausigen Terror aus. Sie überfielen einzelne Männer und Frauen, sie umzingelten ganze Dörfer und mißhandelten die Bewohner auf barbarische Art. Heimwehrleute, die wegen eines Verdachtes verhaftet worden waren, mußten auf Weisung Feys entlassen werden. Das Zeitalter der Inquisition war angebrochen. Im Lande herrschte die rohe Willkür und ein rechtloser Zustand.
Die Periode und Herrschaft der Sicherheitsdirektoren begann. Sie brachten neues Leid über das gequälte Volk. Denn sie waren Vertrauensleute des Sicherheitsministers und wurden von ihm eingesetzt. Sie regierten als despotische Tyrannen nach dem Gesetz der vollkommenen Willkür. Sie waren Wien unterstellt, und das Wohlwollen, das man dort für sie zeigte, richtete sich nach dem Grade ihrer Erbarmungslosigkeit und Schärfe. Je rücksichtsloser und je niedriger sie von Gesinnung waren, desto wertvoller waren sie der Sicherheitsbehörde und sie wurden Säumigen als warnendes Beispiel dargestellt. Das Vorbild wirkte, die Untergebenen suchten sich durch noch größere Rücksichtslosigkeit und Brutalität hervorzutun; so ging es bis unten, bis zum einzelnen Gendarmen, der sich oben nur eine gute Nummer erwirken konnte, wenn er viele Festnahmen vorwies. Diese Menschen überzogen Österreich mit einem dichten Netz, das jeden Schrei des gepeinigten Volkes erstickte.
Auch das Standrecht war nicht vergessen worden.
Ende 1933 wurde diese furchtbare Institution eingeführt. Auf Mord, Brandstiftung und boshafte Sachbeschädigung stand der Tod durch das mittelalterliche Folterinstrument, den österreichischen Strang. Es gab gegen die Urteile keine Berufung, drei Stunden nach der Verkündigung mußte das Urteil vollstreckt werden. Um die kommenden Urteile gegen die Opposition in etwa zu legalisieren, wurde ein geistig kranker Landstreicher, der einen Heuschober in Brand gesteckt hatte, zum Tode verurteilt und gehenkt. Dagegen wagte man es, einen katholischen Bauernsohn, der kurz vorher seine Geliebte ermordet hatte, die von ihm ein Kind unter dem Herzen trug, zu begnadigen. Im Mai 1934 wurde das Standrecht noch verschärft. Jetzt wurde jede Art von Sprengstoffdelikt mit dem Tode bestraft. Ja, der Besitz von Sprengstoffen genügte, um einen Menschen an den Galgen zu bringen und es geschah auch. Bei zwei Landarbeitern aus Ischl wurde Sprengstoff gefunden. Sie wurden zum Tode verurteilt und die Regierung lehnte eine Begnadigung ab, sie wurden gehenkt. Stand- und Schnellgerichte verurteilten die Menschen massenweise zu hohen Kerkerstrafen. Aber nicht nur harte, ja barbarische Strafen wurden ausgesprochen. Hand in Hand mit ihnen lief die wirtschaftliche Vernichtung der Verdächtigen auf kaltem Wege.

Die Rechte der Beamten und öffentlichen Angestellten wurden ausgelöscht; jederzeit konnten sie abgesetzt und entlassen werden oder ihre Pensionen wurden gekürzt; aber die Diktatur konnte ebenso gut ohne jede Pension entlassen. In der österreichischen Beamtenschaft aber gab es noch ganze Männer. Sie waren bereit, für ihre Überzeugung zu leiden. Tausende Angestellte und Beamte wurden auf die Straße geworfen. An einem Tage wurden in Graz 68 Beamte entlassen. Sie hatten früher der Partei angehört, als sie noch legal und nicht verboten war. Aber nicht nur die staatlichen Stellen standen unter dem Terror der Regierung. Auch die privaten Unternehmen wurden drohend ermahnt, Verdächtige oder politisch Vorbestrafte sofort und ohne Einhaltung des Kündigungsschutzes dem Elend preiszugeben. Rechtsanwälten, Ärzten und Apothekern wurde das Recht der Praxis entzogen. Kein Unternehmer, der verdächtig war, konnte damit rechnen, je einen Staatsauftrag zu erhalten.
Viele Zehntausende von Menschen wurden auf diese Weise um ihr Brot gebracht. Hinter ihnen aber stand die Familie, die Kinder. Über sie kam das große Elend, mochten sie nur umkommen, wenn durch ihren Tod ein Nationalsozialist weniger wurde. Mußte unter diesem Terror der Nationalsozialismus nicht zu Grunde gehen?
Ruhig nahmen die Verurteilten die harten Strafen entgegen, gelassen zogen sie in die Konzentrationslager ein. Sie behielten ihren Glauben und ihre Überzeugung; aus dem Leide, der Not und der Verfolgung wuchs die Idee zu jener opferbereiten Reinheit und Selbstverständlichkeit, daß man sie in der Tat und ohne Übertreibung mit der Opferbereitschaft und hingebenden Kameradschaft der ersten Christen während der Nero-Verfolgungen vergleichen konnte. Das ist gewiß nicht übertrieben. Jeder, der die österreichischen Nationalsozialisten während der Illegalität gesehen und gesprochen hat, wird bestätigen, daß es überhaupt sehr schwer ist, die Tiefe und Größe des Glaubens dieser Männer und Frauen zu beschreiben.
Der Illegalität der Regierung setzten die Nationalsozialisten die „Illegalität" der Partei entgegen. Nicht etwa als eine Bande gedungener Verbrecher, wie die Auslandspresse sie gerne hinstellte, sondern als Männer, die sich der Tragweite ihres Tuns vollkommen bewußt waren, handelten sie. Man hatte sie, die doch nichts anderes wollten, als die vorgeschriebenen verfassungsmäßigen Wahlen, zur Illegalität gezwungen. Der Diktatur mußte gezeigt werden, daß Massenverhaftungen und Zerstörung der Lebensgrundlagen, Mißhandlungen, Kerkerstrafen und Tod den Nationalsozialismus nicht vernichten konnten. Daher die Papierböller, die Anschläge auf Bahnen. Menschen, die dem Nationalsozialismus bisher ferngestanden oder ihn abgelehnt hatten, wurden auf die unerschütterliche Haltung seiner Angehörigen aufmerksam. Man warf sie in den Kerker, man brachte sie durch Kündigung oder Boykott an den Bettelstab, man verfolgte sie, als ob sie aussätzige Verbrecher wären, und in der ganzen Welt erhob sich keine Stimme des Verständnisses für sie. Obgleich ihnen nur das Häßliche gelassen worden war und eine, wie es schien, trostlose Zukunft sie erwartete, blieben sie der Idee treu und trugen sie, wo sie konnten, von Herz zu Herz und Haus zu Haus. Und mancher, der über diesen Glauben gelacht und gespottet hatte, gewann andere Erkenntnisse, als er sich täglich von dieser Kraft überzeugen konnte.
So kam es, daß der illegale Nationalsozialismus in den Zeiten seiner großen Not und Verfolgung viele und gute Anhänger gewann. Mochten Tausend verhaftet werden oder flüchten müssen, Zweitausend standen auf, um ihre Plätze einzunehmen, um den Kampf weiterzuführen. Innerhalb kurzer Zeit wechselten die Kreis- und Gauleiter; ihre Posten blieben nicht verwaist, mutige Männer drängten sich in die vorderste Reihe, obgleich sie wußten, daß Verhaftung und Bestrafung auf sie warteten.
Als Soldat war Major Fey ein tapferer Mann gewesen, der nicht umsonst den Theresien-Orden erhalten hatte. Sein Unglück war die Politik, von der er nichts verstand. Obgleich er äußerst brutal zu Werke ging, verbarg sich hinter dieser Maske Unentschlossenheit und Kompromißsucht. Sein

Drang, im Mittelpunkte des politischen Lebens zu stehen und der Erste zu sein, war grenzenlos und die Haupttriebfeder seiner Handlungen. Seinem Geltungsbedürfnis unterlagen bessere Regungen.
Während eine Verfolgungswelle nach der anderen die NSDAP. überflutete, keimte der rote Aufstand auf.

Der rote Aufstand

Seit Kriegsende war Wien unbestritten im Besitz der Sozialdemokratie. Mit Beunruhigung sah diese von hier aus einer Entwicklung entgegen, die ihr eines Tages den sakrierten Herrscherposten über Wien entreißen konnte. Obgleich sie sich überlebt hatte und doktrinär erstarrt war, spielte sie doch schon Ende 1933 mit dem Gedanken eines bewaffneten Aufstandes gegen die Regierung. Vielleicht ließen sich auf diese Weise die Forderungen und Hoffnungen des Linzer Programms von 1927 in letzter Minute verwirklichen.
Diese Partei hatte die Zeit nicht ungenutzt vergehen lassen und Wien zu einer wahren roten Festung ausgebaut. Man hatte viele neue Häuser gebaut und ganze Wohnblocks waren entstanden. Nie wäre es einem Besucher oder Spaziergänger eingefallen, hinter den balkondurchsetzten Fassaden etwas Besonderes zu suchen und doch dienten alle diese Gebäude einem bestimmten Zweck und einem strategischen Plane.
Alle Zufahrtswege nach Wien wurden mit ihren Aufmarschräumen von wahren Festungen beherrscht, die nach außenhin das Gepräge schöner Wohnungen trugen. Diese Bauten waren so angelegt, daß von den stark betonierten Balkonen, Vorbauten und Türmen jeder Aufmarschweg unter Feuer gehalten werden konnte.
So wurde die Zufahrtsstraße aus Korneuburg von dem großen Bau an der Floridsdorfer Brücke vollkommen eingesehen. Von hier aus konnte man mit Leichtigkeit die Donau mit der Brücke und die Zufahrtsstraße bestreichen. Der Straße aus Linz war der Heiligenstädter Gemeindebau vorgelagert. Die Wege aus St. Pölten und Mödling standen unter der Kontrolle großer Siedlungen. Kurz, alle Zufahrtsstraßen nach Wien wurden von mächtigen Gemeindebauten bewacht, die sich im Nu in feuerspeiende Maschinengewehrnester verwandeln konnten.
Aber auch die Eisenbahnstränge und Bahnhöfe waren in das raffinierte Befestigungssystem einbezogen worden. Der Ost- und Südbahnhof lag im Feuerbereich des städtischen Umspannwerkes. Den Westbahnhof bedrohten die Bauten an der Linzer Straße, dasselbe galt für den Nord- und Franz-Josephs-Bahnhof. Sogar das Innere der Stadt war erfaßt worden. Alles war für einen Straßenkampf vorbereitet und auch hier wurden die wichtigen Straßenkreuzungen von Gemeindebauten beherrscht. Selbst die Benzinpumpen, die als Flammenwerfer benutzt werden konnten, waren so aufgestellt, daß sie an Straßenkreuzungen eingreifen konnten.
Der Aufstand wurde vorbereitet und brach infolge der ungeduldigen Haltung des roten Schutzbundes frühzeitig und nicht in Wien los. Die Linzer Schutzbündler gaben das Signal. Am 12. Februar 1934 drang die Polizei auf Grund eines aufgefangenen Telegramms des Parteiführers Bauer in das Parteiheim zu Linz ein, um dort eine Haussuchung abzuhalten. Sie wurde mit Salven empfangen.
Noch in derselben Nacht verbot die Wiener Regierung die Sozialdemokratie als Partei mit allen ihren Gliederungen. Dollfuß hatte lange geschwankt. Er hatte nie die Hoffnung aufgegeben, sich in den Marxisten eine Stütze gegen den Nationalsozialismus zu sichern. Ihm schwebte eine von den linksradikalen Elementen gesäuberte Partei mit ihm ergebenen Männern an der Spitze vor. Aber er drang mit seiner Meinung nicht durch. Feys und Starhembergs Auffassungen siegten und der Kampf in Wien begann.

Es war ein hartes viertägiges Ringen, das sich jetzt entspann. 20 000 bewaffnete Mitglieder des roten republikanischen Selbstschutzes saßen in den wohlvorbereiteten Festungen Wiens. Die Regierung zog ihre gesamte bewaffnete Macht heran und mußte mit Hilfe von Artillerie Häuserblock um Häuserblock niederkämpfen. Erst nach diesem artilleristischen Einsatze gelang es, nach und nach und nicht ohne Krisen, nach vier Tagen der Lage endlich Herr zu werden.
Auch in der Provinz standen die mit Gewehren, Maschinengewehren und Handgranaten bewaffneten Marxisten auf und es kam zu schweren Kämpfen, so in Steyr, Bruck, Leoben und in Oberösterreich. Aber auch hier behauptete sich die Regierung, und am Abend des 15. Februar war sie Siegerin.
Die Vorherrschaft der Marxisten in Wien wurde gebrochen. 15 Jahre lang hatten sie die Stadt beherrscht; bei allen Wahlen hatten sie hier fast eine Zweidrittel-Mehrheit erreicht. Ein riesiger Partei-Apparat war im Laufe der Zeit aufgezogen worden; er wurde vernichtet. Anstelle des Sozialdemokraten Seitz zog der Christlichsoziale Schmitz als Bürgermeister von Wien ins Rathaus ein. Viele Führer wurden verhaftet, zehn arme Teufel gehenkt; aber die Hauptführer Bauer und Deutsch waren nach der Tschechoslowakei geflüchtet und richteten in Brünn eine Propagandazentrale gegen Dollfuß ein.

Dollfuß' Tod

Die Besetzung des Bundeskanzleramtes

Es war gegen 12.30 Uhr am 25. Juli, als vor der Turnhalle der Kaserne in der Siebensterngasse acht Lastwagen hielten. Soldaten in der Uniform des Bundesheeres traten aus dem Gebäude und bestiegen die Wagen, die in schnellem Tempo davonfuhren.

Auf dem Ballhausplatz ging alles seinen alltäglichen Gang. Die Toreinfahrt des Bundeskanzleramtes stand offen. In den Fluren und Gärten hielten sich die Kriminalbeamten auf und vor dem Tore stand unbeweglich ein Doppelposten. Tiefe Ruhe überall; gelangweilt schlenderten die Kriminalbeamten durch die Gänge. Die Ablösung der Militärwache verursachte einigen Lärm. Die Uhr zeigte 12.52, 12.53 Uhr.

Da wurde die Stille durch das Motorengeräusch von vier Lastwagen zerrissen, die schnell durch die geöffneten Tore fuhren und dann ruckartig hielten. Sofort sprangen bewaffnete Soldaten ab und stürmten mit vorgehaltenen Pistolen in das Innere. Im Nu war die Wachmannschaft überrumpelt und gefangen. Ebenso leicht wurden die Aufständischen mit der Polizei und den Kriminalbeamten fertig.

Der Weg zu den Räumen des Bundeskanzlers war frei. Als die Anführer eindrangen, befand sich Dollfuß in seinem Arbeitszimmer.

Auf den Lärm hin begab er sich mit Fey und Staatssekretär Karwinsky in den Säulensaal, um zu erfahren, was vor sich ging. Fey versuchte mit einigen andern, die äußere Tür des Säulensaales zu versperren. Aber es gelang ihm nicht mehr, die Eindringenden hatten die Türe bereits erreicht und drängten sie auf. Der Staatssekretär nahm Dollfuß an der Hand und zog ihn mit sich auf eine rückwärtige Türe zu, die zu einer Nebentreppe führte. Ein Türhüter lief herbei und versuchte, Dollfuß in sein Arbeitszimmer zu bringen. Das Säulenzimmer war unterdessen unter Führung Holzwebers besetzt und die Insassen zu Gefangenen gemacht worden. Der Türhüter hatte soeben mit Dollfuß eine Verbindungstür zwischen dem sogenannten Eckzimmer und dem Kongreßsaal erreicht, als ein Trupp Bewaffneter das Eckzimmer betrat. An ihrer Spitze stand Otto Planetta. Zwei Schüsse krachten, der Bundeskanzler hob die Hände gegen den Kopf und stürzte zu Boden. Wer hatte geschossen? — Später gab sich Planetta als der Täter aus.

Der verwundete Kanzler verlor das Bewußtsein und zwei Polizeileute betteten ihn auf einen Diwan und pflegten ihn. Als Dollfuß wieder zum Bewußtsein kam, verlangte er nach einem Arzt und einem Priester. Es ist immer wieder behauptet worden, daß die Putschisten ihm diese Wünsche zynisch verweigert hätten. Das ist nicht wahr. Die Aufständischen haben vielmehr alles getan, um die Wünsche des Kanzlers zu erfüllen, aber die Lage erlaubte es ihnen nicht. Vor dem Bundeskanzleramt war in der Zwischenzeit Militär aufmarschiert, die Putschisten waren eingeschlossen. Dollfuß verlangte mehrere Male nach dem Minister Schuschnigg. Aber Schuschnigg war nicht da, und es war nicht möglich, ihn herbeizuschaffen. Dann führte Holzweber den Minister Fey zum Bundeskanzler. Fey beugte sich über den leise sprechenden Schwerverwundeten. Nach den Angaben Feys dankte Dollfuß diesem für seine Mitarbeit und bat ihn, für seine Familie zu sorgen. Minister Schuschnigg solle ihn in der Kanzlerschaft vertreten. Jedes weitere Blutvergießen möge vermieden werden. Fey tröstete den Sterbenden und versprach, seine Wünsche zu erfüllen. Es standen während dieser Unterredung zwei Aufständische in der Nähe.

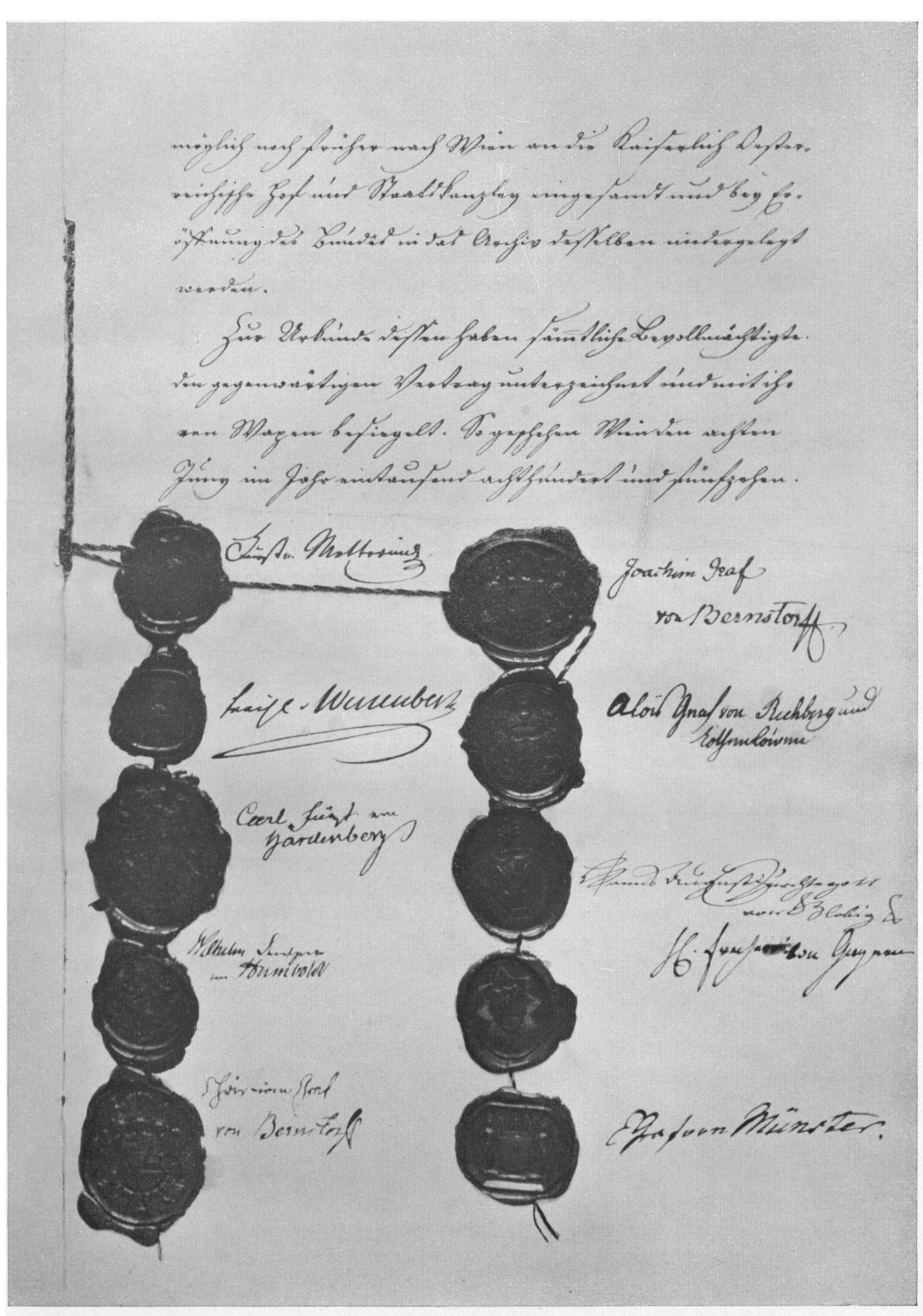
Ihre Behauptungen über Dollfuß' letzte Anordnungen standen jenen Feys diametral gegenüber. Sie erklärten später vor Gericht, daß Dollfuß gesagt habe, Dr. Rintelen solle Kanzler werden. — Bundeskanzler Dollfuß starb um 3.45 Uhr nachmittags. Was aber hier geschehen war, blieb eine Affekthandlung und konnte nicht Mord genannt werden.

Gebrochene Versprechen

Als die Lage der Eingedrungenen, die ohne richtige Führung waren, immer kritischer wurde, trat Holzweber mit Fey in Übergabeverhandlungen ein. Im Bundeskanzleramt befanden sich 150 Personen, zwei Minister und ein Staatssekretär in der Hand der Rebellen.
Fey hatte vor Beginn der Verhandlungen den schwerverwundeten Kanzler gesehen und hatte den Bundesminister Neustädter-Stürmer sowie das Heeresministerium telefonisch von der tödlichen Verwundung Dollfuß' verständigt.
Fey sagte zu Holzweber, daß es der Wunsch des sterbenden Kanzlers wäre, die Sache gütlich beizulegen. Holzweber war bereit, das Bundeskanzleramt zu räumen, wenn ihm und seiner Truppe freier Abzug gewährt würde. Fey gab sein Soldatenehrenwort darauf.
Darauf ließ sich Holzweber mit der deutschen Gesandtschaft verbinden, er gab sich während des Gespräches als ein Hauptmann Friedrich aus und teilte mit, daß eine Vereinbarung abgeschlossen worden sei, laut der, um keine Menschenleben mehr zu opfern, die gesamte Truppe, der die österreichische Staatsangehörigkeit bereits aberkannt worden sei, mit zugesichertem freien Geleit unter militärischer Bedeckung aus Österreich abtransportiert und an die deutsche Grenze gebracht werden müsse.
„Ich fürchte", sagte Holzweber, „daß die Ausführung des Abkommens doch deswegen unmöglich ist, weil meine Leute fürchten, auf der Fahrt oder vorher niedergemacht zu werden." Daher bat er den deutschen Gesandten, sich dieses Versprechen von Regierungsmitgliedern bestätigen zu lassen. Der deutsche Gesandte wollte sich auf nichts einlassen, da er mit den gesamten Vorfällen nicht das geringste zu tun hatte. Aber Holzweber blieb bei seiner Bitte und der Minister Fey kam an den Apparat. Dieser bestätigte die getroffene Abmachung, die von dem vor dem Bundeskanzleramt kommandierenden Minister Neustädter-Stürmer ebenfalls mit dem Soldatenehrenwort bekräftigt worden war. Fey schloß sich der Bitte Holzwebers an, der Gesandte möge doch sofort vor das Bundeskanzleramt kommen. Die Sache wäre dringlich, da Neustädter-Stürmer ein Ultimatum gestellt habe, das in einigen Minuten ablaufen werde. Daraufhin begab sich der deutsche Gesandte zum Ballhausplatz. Er sprach zuerst mit Neustädter-Stürmer, der davon Mitteilung machte, daß Dollfuß tot wäre und dann den Inhalt der Vereinbarungen mit den Rebellen bestätigte: Freies Geleit für die im Gebäude befindliche bewaffnete Truppe. Um diese Zeit, es war schon sieben Uhr abends, kam Fey aus einer rückwärtigen Toreinfahrt; dieser bestätigte ebenfalls die Abmachungen.
Der deutsche Gesandte nahm diese Erklärung persönlich zur Kenntnis, als er vom Gebäude aus um eine Unterredung mit den Rebellen gebeten wurde. Zuerst wollte der Gesandte sich auf keine Unterredung einlassen und begab sich zu seinem Wagen. Da eilten Polizeioffiziere herbei und baten ihn dringend, zu bleiben, weil der Staatssekretär Karwinski ihn noch sprechen wolle. Der Staatssekretär bat den Gesandten, mit ihm und Minister Fey zu einem Tor des Bundeskanzleramtes zu gehen um Holzweber von der Bestätigung des Abkommens in Kenntnis zu setzen. Der Gesandte tat dieses, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, denn der Sturm auf das Gebäude schien unmittelbar bevorzustehen. Der Gesandte aber handelte aus eigener Machtvollkommenheit. Die deutsche Reichsregierung war vorher nicht befragt worden.
Um 19.30 Uhr wurden die vorderen Tore des Bundeskanzleramtes geöffnet. Der Putsch, der ohne Führung geblieben war, war gescheitert. Anstatt des zugesicherten freien Geleites wurden



Diese dreizehn nationalsozialistischen Kämpfer wurden durch die Henker des Schuschnigg-Regimes ermordet



möglichst noch früher nach Wien an die Kaiserlich Oester-
reichische Hof und Staatskanzley eingesandt und bey Er-
öffnung des Bundestags in das Archiv desselben niedergelegt
werden.

Zur Urkunde dessen haben sämmtliche Bevollmächtigte
den gegenwärtigen Vertrag unterzeichnet und mit ih-
ren Wappen besiegelt. So geschehen Wien den achten
Juny im Jahr eintausend achthundert und fünfzehn.

Fürst v. Metternich

Joachim Graf von Bernstorff

Freyh. v. Wessenberg

Aloys Graf von Rechberg und Rothenlöwen

Carl Fürst von Hardenberg

Wilhelm Freyherr von Humboldt

H. Freyherr von Gagern

Graf von Bernstorff

Graf von Münster.

Die Deutsche Bundesakte vom 8. Juli 1815, die Rechts- und Verfassungsgrundlage für den Deutschen Bund

die Anführer gefangen genommen. Dieses geschah auf den ausdrücklichen Befehl Schuschniggs, der vor dem Bundeskanzleramt erschienen war.

Der Prozeß Planetta-Holzweber

Über 140 Bewaffnete, in Uniformen des Bundesheeres gekleidet, waren in das Bundeskanzleramt eingedrungen, sie wurden alle verhaftet. Zu gleicher Zeit waren in das Sendehaus der österreichischen Radio-AG. dreizehn Aufständische eingedrungen, ihr Anführer war Domes.

Da der Verstärker im Radio zerstört worden war, vermochten sie nur eine einzige Nachricht durchzugeben, die für die Nationalsozialisten Österreichs unheilvoll werden sollte. Der Rundfunk meldete, daß Dollfuß zurückgetreten und Rintelen das Amt des Bundeskanzlers übernommen hätte. Diese Nachricht trug die Mitschuld an dem verspäteten Aufstand in der Provinz. Die dreizehn Rebellen wurden bald umzingelt und gefangen genommen. In der Marokkaner-Kaserne wurden die Rebellen, die sich auf das Ehrenwort von zwei Ministern hin ergeben hatten, gefangen gehalten und streng bewacht.

Um diesen und seinen Wortbruch zu decken, erließ Schuschnigg am 1. August die Meldung von einem Ministerrate, der angeblich am 25. Juli abgehalten worden wäre. Die Bundesregierung sollte hier den Beschluß gefaßt haben, die Anführer aufzufordern, innerhalb einer Viertelstunde das Ballhausgebäude zu verlassen. Wenn kein Menschenleben auf seiten der Mitglieder der Regierung zu beklagen sei, dann gewähre die Regierung den Anführern freien Abzug über die Grenze. Verlaufe die gestellte Frist ergebnislos, dann würden die Machtmittel des Staates eingesetzt.

Sofort begannen scharfe Verhöre der Verhafteten. Alle Versuche der Polizei, den Täter zu ermitteln, der die Schüsse abgegeben hatte, waren vergebens.

Da begab sich der Vizepräsident der Polizeidirektion, Skubl, zur Turnhalle in der Marokkaner-Kaserne und sagte zu den Aufständischen:

„Der Täter wird zwar das Leben verlieren. Dies aber kann nicht so schwer sein, weil er als SS-Mann, als Nationalsozialist geschworen hat, für die Idee das Leben zu lassen. Die Täter, die die Schüsse auf den Bundeskanzler abgegeben haben, mögen sich melden, die anderen werden dann freien Abzug nach Deutschland erhalten."

Die Verhafteten schwiegen, sie wußten, was sie von Versprechungen dieser Regierung zu halten hatten. Skubl wurde deutlicher, sollte sich niemand melden, dann werde jeder zehnte Mann gehenkt werden. — Lautlose Stille.

In dieser quälenden Minute trat ein Mann vor, Otto Planetta. „Um das Leid meiner Kameraden zu beenden, erkläre ich, daß ich auf den Bundeskanzler geschossen habe." Jetzt endlich lag das von der Polizei ersehnte Geständnis vor und die blutige Arbeit des Gerichtes konnte beginnen. Die Festsetzung des Prozeßbeginnes am Montag, dem 30. Juli, um fünf Uhr nachmittags entsprach schon nicht den sonstigen Gepflogenheiten, es sollte noch ganz anders kommen. Den Angeklagten Planetta und Holzweber wurden drei Verteidiger gestellt.

Den Vorsitz des Militärgerichtes führte Oberst Kubin, neben ihm saß der Verhandlungsleiter, Oberlandesgerichtsrat Kreuzhuber. Ferner waren noch zwei Offiziere anwesend und als Ankläger fungierte Staatsanwalt Dr. Tuppy.

Die Verteidiger wurden erst eine Stunde vor Beginn des Prozesses benachrichtigt. Sie hatten nur dreißig Minuten Zeit, um die Akten zu studieren und es wurde ihnen eine halbe Stunde gelassen, um mit den Angeklagten zu sprechen. Und diese kurze Zeitspanne wurde von den Anwälten erst nach heftigen Auseinandersetzungen mit dem Oberlandesgerichtsrat Kreuzhuber gewonnen. Noch nicht einmal die Franzosen hatten sich während des Schlageter-Prozesses so benommen, und hier saßen Deutsche über Deutsche zu Gericht.

Die Anwälte merkten bald, daß die Regierung beabsichtigte, den Prozeß während der Nacht durchzupeitschen, um Planetta und Holzweber in aller Frühe am Pfahle erwürgen zu lassen.
Zuerst wurde Planetta vernommen.
Die gute Haltung, das freie und bescheidene Gebaren des Angeklagten mußten auch auf die härtesten Gegner einen guten Eindruck machen. Hier stand ein Überzeugter, ein Mann von einem unerschütterlichen Glauben an die Idee erfüllt. Hier stand ein edler Mensch, der sich einer Schuld anklagte, die nicht auf ihm lastete.
„Warum sind Sie in das Bundeskanzleramt eingedrungen?" fragte der Vorsitzende.
„Auf Befehl!" antwortete Planetta.
Nach seinem Lebenslaufe befragt, erzählte er, daß er dem Bundesheer bis zu seiner Entlassung wegen verbotener Betätigung für die NSDAP., bis zum Jahre 1932 angehört habe. Damals sei er Stabswachtmeister gewesen. Er schilderte ruhig das Eindringen in das Gebäude; nochmals bekannte er sich zu den Schüssen auf Dollfuß und schilderte, wie er aus dem Zimmer gelaufen sei, um Verbandwatte zu holen, als er sah, daß der Kanzler niederfiel.
Nach der Vernehmung Planettas wurde Holzweber befragt; er hatte den Angriff auf das Gebäude unter dem Decknamen Hauptmann Friedrich geleitet und geführt.
Auch Holzwebers Stimme war frei von Furcht oder Unsicherheit, er sprach schneller und leidenschaftlicher als Planetta. Der Richter erörterte zuerst das Abkommen über den freien Abzug. „Hat Minister Fey bei den Übergabeverhandlungen schon von der schweren Verletzung des Bundeskanzlers gewußt?" „Der Minister hat davon gewußt," antwortete Holzweber. Er hat auch den Bundeskanzler in seinem Blute liegen sehen. Auch Minister Neustädter-Stürmer hat durch Fey von der schweren Verletzung des Kanzlers Kenntnis erhalten. Minister Fey hat auch an das Heeresministerium um 2.30 Uhr telefoniert, daß der Kanzler im Sterben liege. Minister Fey hat erklärt, daß diese Sache endgültig beigelegt werden solle; dies sei auch der Wunsch des Kanzlers. Minister Fey hat auch sein Soldatenehrenwort für die Erhaltung des freien Abzuges, an den keine Bedingung geknüpft war, gegeben. „Ich habe auch", so erklärte Holzweber weiter, „meine Zustimmung zur Teilnahme an dieser Bewegung davon abhängig gemacht, daß Blutvergießen vermieden werden würde." Mit lauter Stimme: „Ich glaubte, daß Dr. Rintelen als der neue Kanzler in der Bundeskanzlei sei und uns mit seiner Autorität decken würde. Als ich feststellte, daß er nicht da war, erklärte ich dem von uns verhafteten Minister Major Fey, daß ein Irrtum vorliege, und ich nicht wisse, was nun zu tun wäre. Ich übernehme die volle Verantwortung für alles, was darauf geschah. Meine Instruktionen gingen dahin, daß niemand in der Bundeskanzlei verletzt werden dürfe. Alles, was ich tat, habe ich aus Liebe zu meinem Vaterlande getan, und ich bin durchaus bereit, die Konsequenzen zu tragen."
So sprachen Planetta und Holzweber. Sie gaben im Angesichte des Todes die Namen der beiden wahren Anführer, die das Bundeskanzleramt nicht mehr rechtzeitig erreichen konnten, nicht preis. Diese Prozeßverhandlung in dem muffigen Saale des Landesgerichtes II hatte etwas Unwirkliches an sich. Zwei Männer sprachen hier, die schon nicht mehr von dieser Welt zu sein schienen, und im Angesichte des Todes logen sie nicht. Entweder bekannten sie oder aber sie lehnten die Beantwortung einer Frage ab.
Im Galgenhof waren bereits Pfähle eingerammt worden, an denen sie erwürgt werden sollten. Sie wußten, was in jener dunklen Ecke, in jenem furchtbaren Winkel auf sie wartete, und der Ton ihrer Stimme, die Festigkeit ihrer Rede wurde nicht schwächer oder schwankend. Nur Tiefgläubige konnten sich in der Nähe des Todes so würdig verhalten.
Als Holzweber seine Aussagen gemacht hatte, wurde Fey als Zeuge vernommen. Er bestätigte die Angaben Holzwebers. Ja, so sei es gewesen. Er habe das freie Geleit unter seinem Soldatenehrenwort versprochen. Und er habe zu dieser Zeit von dem Tode des Bundeskanzlers bereits

gewußt. Er schilderte die Besetzung des Bundeskanzleramtes. Die letzten Worte des sterbenden Bundeskanzlers lauteten: „Kein Blutvergießen, es soll Friede gemacht werden."
Wieder kam der Vorsitzende auf die Abzugsverhandlungen zurück.
Fey erklärt: „Am späten Nachmittag ist dann Minister Neustädter=Stürmer vor dem Gebäude des Bundeskanzleramtes erschienen und hat im Namen der Regierung ein Ultimatum gestellt, daß das Haus zu räumen und die Gefangenen freizulassen seien, widrigenfalls gestürmt würde; andernfalls würde freier Abzug gewährt." Der Vorsitzende wollte darauf wissen, ob „an den anderen Fall" Bedingungen geknüpft worden wären.
Fey beantwortete die Frage mit „Nein." „Ich wurde dann neuerdings auf den Balkon gerufen, um mit Minister Neustädter=Stürmer zu sprechen. Es ist dann noch mehrfach verhandelt worden."
„Ist nicht die Vereinbarung sofort zurückgezogen worden, als bekannt wurde, daß der Bundes=kanzler tot wäre?" wollte der Vorsitzende wissen. Fey antwortete mit einem klaren Nein.
„Haben Sie sich dafür eingesetzt, daß das Abkommen gehalten wurde?" warf ein Verteidiger ein. Der Vorsitzende wollte diese Frage nicht zulassen, aber Fey unterbrach ihn und seine Antwort war dieses Mal voller Widersprüche.
„Was die Vereinbarung angeht, so habe ich weder mein Wort noch mein Soldatenehrenwort ge=geben, weil ich keine Vereinbarung treffen konnte. Diese Vereinbarung wurde zwischen Minister Neustädter=Stürmer und den Aufständischen getroffen. Ich habe lediglich als Dolmetscher fun=giert. Richtig ist nur, daß der Angeklagte, beziehungsweise andere Anführer mich gefragt haben, ob sie sicher sein könnten, daß die Vereinbarungen eingehalten würden. Darauf erklärte ich: „Ich glaube, daß Sie sicher sein können."
Nach Fey wurde Neustädter=Stürmer vernommen. Er schob die Verantwortung von sich ab und berief sich auf Minister Schuschnigg, der die Aufständischen nach der Übergabe verhaften ließ. „Ich möchte darauf hinweisen", sagte dieser Minister noch, „daß ich mein Soldatenehrenwort ge=geben habe. Ein Soldatenehrenwort gibt man Soldaten. Ich überlasse es dem Gericht, zu beur=teilen, ob sich Soldaten so benommen hätten, daß sie ärztliche Hilfe und geistlichen Beistand einem Todverwundeten verweigerten."

So starben Männer

Das Urteil wurde am 31. Juli um 1.30 Uhr nachmittags gefällt. Beide wurden zum Tode durch Erhängen verurteilt, Holzweber sollte als erster sterben. Den Verurteilten blieben noch drei Stunden Zeit bis zur Vollstreckung. Drei arme, kleine Stunden. Die drei Verteidiger hatten schon vorher ein Gnadengesuch aufgesetzt, in drei Stunden mußte es durchgesetzt werden. Die Rechts=anwälte begaben sich in höchster Eile in das Bundeskanzleramt, um bei Starhemberg, Schuschnigg und Fey Gnade zu finden.
Ein Anwalt, der Starhemberg persönlich kannte, wurde von dessen Adjutanten, der ohne Zweifel bestimmte Weisungen hatte, nicht vorgelassen.
Als sich die Verteidiger an Schuschnigg wenden wollten, wurde ihnen von Herren des Ministe=riums deutlich mitgeteilt, daß der Bundeskanzler den Auftrag erteilt habe, keinen Verteidiger vor=zulassen. Endlich wurden die Rechtsanwälte vom Sektionschef empfangen, der sie mit einigen nichtssagenden Worten abfertigte.
Sie gingen zu Fey. Auch er hatte nur leere Worte für sie übrig. Derselbe Fey, der bis zum Mai mit den Nationalsozialisten verhandelt hatte.
Auch in der Präsidentschaftskanzlei bei Miklas erreichten die Verteidiger nichts, weil nach der Verfassung das Gnadengesuch erst dem Justizminister vorgelegt werden müßte. Ohne Vorlage durch den Justizminister sei die Behandlung eines Gnadengesuches durch den Bundespräsidenten unmöglich. Man speiste auch hier die Verteidiger mit leeren Worten ab.

Wenn Dr. Schuschnigg gewollt hätte, dann hätte er als Bundeskanzler den Justizminister auffordern können, das Gnadengesuch dem Präsidenten vorzulegen. Es war aber erwiesen, daß der Bundeskanzler und seine Minister die feste Absicht hatten, die Verurteilten hinrichten zu lassen. Der Zeiger der Uhr rückte unerbittlich vor.
Die Rechtsanwälte begaben sich nach den ergebnislosen Versuchen in das Hotel Klomser in der Herrengasse und verfaßten dort Planettas Testament, so wie er es ihnen aufgetragen hatte. Es lautete:

Mein letzter Wille!

Frei von Zwang, bei vollen Sinnen gebe ich hiermit meinen letzten Willen bekannt.

1. Meinen Leichnam wünsche ich in SS-Uniform einzukleiden. Ich wünsche zur Bestattung nach München zu meinen Verwandten überführt zu werden. Meine Verwandten bitte ich, meinen Leichnam in die österreichische Heimat zurück zu überführen, wenn die nationalsozialistische Idee hier zum Durchbruch gekommen ist.
2. Meine Wohnungseinrichtung sowie mein gesamtes Vermögen vermache ich meiner Frau.

31. Juli 1934. Otto Planetta m. p.

Es war schon vier Uhr geworden, als die Verteidiger das Landesgericht erreichten. Die Verurteilten waren in verschiedenen Armesünderzellen untergebracht worden. Sie trafen auf dem Gang mit dem Geistlichen Köck zusammen, dem sie erzählten, daß man sie mit den Gnadengesuchen überall abgewiesen hätte. Köck war von dieser Nachricht so erschüttert, daß ihm die Tränen kamen. Die Anwälte betraten darauf die Armesünderzelle Planettas. Er begrüßte sie in fester militärischer Haltung und sein bräunliches Gesicht blieb regungslos. Sie versuchten ihm Trost zuzuflößen, aber Planetta wußte, was ihm bevorstand, die beispiellose Art der Prozeßführung hatte ihm gezeigt, daß es für ihn keine Hoffnung auf Begnadigung gab.
„Überbringen Sie dem Führer meine letzten Grüße. Vergessen Sie mich und Holzweber nicht. Nehmen Sie sich meiner Frau an."
Über den Tod des Bundeskanzlers machte er in diesen letzten Minuten, im Gegensatz zu Behauptungen in der Öffentlichkeit, keine Äußerung. Er war sehr ruhig und vollkommen gefaßt. Dann trat der Gefängnisgeistliche wieder ein, um ihm die Kommunion und die letzte Ölung zu reichen. Bevor die Anwälte kamen, hatte Planetta bereits gebeichtet.
Vorher hatte er den Seelsorger gefragt, ob es eine Sünde sei, daß er der Bewegung und dem Führer treu geblieben wäre, besonders, da er der Überzeugung sei, daß sein Bekenntnis zu seinem Volke und seine religiöse Überzeugung sich vollends miteinander vertragen könnten.
Köck antwortete: „Was der Mensch aus guter Überzeugung tut, und wovon er glaubt, daß es gerechtfertigt sei, der kann vor Gott nicht schuldig gesprochen werden, sondern ein solcher Mensch ist vor dem Schöpfer gerechtfertigt."
Die Verteidiger begaben sich dann zu Holzweber, der sie militärisch begrüßte und der ebenfalls ruhig und gefaßt war. Die Zeit war um und die Stunde des Todes sollte schlagen.
Rechtsanwalt Braunegg, schwerkriegsbeschädigt, war über die Vorgänge so erschüttert, daß er nicht mehr in der Lage war, den Galgenhof zu betreten.
Der Gerichtshof erschien und mit ihm der Vertreter der Staatsanwaltschaft. Der Hinrichtung wohnten zwei Anwälte und der katholische und evangelische Geistliche bei. Einen entsetzlichen Eindruck machte der Scharfrichter Lang mit seinen beiden Gehilfen. Sie waren schwarz angezogen und trugen schwarze Filzhüte und Handschuhe.
Als erster wurde Holzweber, an den Händen gefesselt, in den Galgenhof gebracht.
Über die letzten Stunden Holzwebers liegt ein erschütternder Bericht des evangelischen Pfarrers H. Zimmermann, Liesing, vor:

Das Landesgerichtsgebäude ist ringsum bewacht von Posten mit Stahlhelm und Bajonett auf. Hinter dem mächtigen Einfahrtstor steht Militär bereit. Es hat die Gewehre in Pyramiden zusammengesetzt. Im Amtsraum des Gefängnisdirektors, Regierungsrat Hoffmann, ist der katholische Seelsorger für den Verurteilten Planetta bereits anwesend. Er meint zu dem evangelischen Seelsorger gewendet:
„Für Holzweber habe ich noch Hoffnung hinsichtlich einer möglichen Begnadigung, für Planetta jedoch gar keine." Die Gattin Holzwebers ist erst von Maur nach Wien berufen worden. Sie kann sobald nicht eintreffen. Daher wird beschlossen, der evangelische Seelsorger möge Holzweber sogleich besuchen, um die zur Verfügung stehende kurze Zeit auszunützen. Planettas Angehörigen wird sofort Gelegenheit gegeben, sich innerhalb einer Frist von zehn Minuten von dem Verurteilten zu verabschieden; danach soll der Besuch des katholischen Seelsorgers bei Planetta erfolgen.
Durch einen finsteren Gang geht der Weg rechts ab. Schlüssel klirren und durch die geöffnete Tür geht es einen langen, von einigen Fenstern erhellten Gang weiter, an dessen Ende neuerdings eine verschlossene Tür zu passieren ist. Überall diensttuende Justizwachen. Ein dunkler schmaler Gang ist erreicht, in den links eingebogen wird. Wieder klirren die Schlüssel, rechter Hand öffnet sich die Tür in die Zelle Holzwebers.
Vier Justizbeamte halten hier Wache. Ein kahler Raum, ziemlich groß, spärlich erhellt durch ein einziges, schwer vergittertes Fenster.
Linker Hand ein langgestreckter, roh gezimmerter Tisch, zu beiden Seiten Bänke ohne Lehnen. Eine jugendliche schlanke Gestalt erhebt sich, bekleidet mit Hemd, heller Zwilchhose, braunen Lederschuhen — Franz Holzweber. Klar und erwartungsvoll blicken die Augen durch die Brillengläser. In der linken Hand hält er die brennende Zigarette, in der rechten den Bleistift.
Er ist eben damit beschäftigt, Abschiedsbriefe an seine Frau und an seine Eltern zu schreiben. Der Seelsorger bedeutet ihm, er möge seine begonnenen Briefe fertigschreiben, er stehe ihm hernach zur Verfügung. Der Pfarrer hat Holzweber gegenüber an der Wandseite Platz genommen. Lautlose Stille herrscht in der Zelle, nur der Bleistift gleitet über den Briefbogen, von ruhiger und energischer Hand geführt, kräuselnder, blauer Rauch entsteigt der Zigarette.
Die beiden Briefe sind vollendet, die Briefumschläge mit den Anschriften versehen. Kein Zug auf dem Antlitz des Verurteilten verrät, was in seinem Innern vorgeht. Die Briefe bleiben geöffnet auf dem Platz liegen, sie kommen unter Zensur.
Holzweber erhebt sich und läßt sich dem Pfarrer gerade gegenüber nieder mit den Worten: „Bitte, ich bin bereit. — Ja, was soll ich nun eigentlich sagen. Herr Pfarrer werden ja in den Zeitungen gelesen haben. Ich kann angesichts des Todes nur versichern, ich habe nur Gutes gewollt. Mein Bemühen war darauf gerichtet, jedes Blutvergießen zu vermeiden."
Er gedachte seiner Angehörigen und bat, ihnen helfend und tröstend zur Seite zu stehen. Besonders erwähnte er seinen kleinen, noch nicht 2¾ Jahre alten Sohn. Dabei konnte er, sonst ruhig und gefaßt, nur mit Mühe einer inneren Bewegung Herr werden. „Ich habe den ausdrücklichen Wunsch", fuhr er fort, „daß mein Kind von dem Tage an, an dem es zur Schule kommt, die Evangelische Schule in Wien am Karlsplatz besucht."
Es wurden dann Kruzifix, Leuchter und Abendmahlsgeräte auf dem Tisch bereitgestellt. Holzweber entzündete selber die Kerzen. In gemeinsamem Gebet mit dem Seelsorger brachte er das Bekenntnis aller seiner Sünden in tiefer Ergriffenheit vor den Herrn, bei dem die Vergebung ist, und empfing den Trost des Evangeliums von der Gnade Gottes in Christo Jesu. Nach den Einsetzungsworten und Anrufung des Höchsten im Vaterunser empfing er das heilige Abendmahl in tiefer Andacht. Mit dem Lobpreis, mit innigem Gebet und Flehen und mit dem Segen schloß die Feier. Die Lichter wurden abgelöscht, fahles Dämmerlicht lag wieder über der Zelle.
Der Pfarrer hatte die Geräte versorgt, da trat Holzweber in großer Ergriffenheit auf den Pfarrer

zu, umschlang ihn mit beiden Armen und lehnte sein Haupt an dessen Brust unter Worten des Dankes. Der Pfarrer legte ihm betend die Hände auf und zog sich dann zurück.
Eben war die Nachricht von der Ankunft der Frau Holzweber und deren Kind eingetroffen. Zehn Minuten zum Abschiednehmen. Der Pfarrer geht unterdessen mit einem Justizbeamten auf dem Gang hin und her.
Kurze Zeit später erscheint Frau Holzweber mit dem kleinen Söhnchen. Namenlose Qual prägt sich in ihrem Wesen aus, der Wunsch, zu helfen, alles zu tun zur Rettung ihres Mannes. Sie möchte es unternehmen und vor dem Bundespräsidenten kniefällig um Gnade bitten.
Anwesende Beamte geben der Hoffnung Ausdruck, daß noch im letzten Augenblick wenigstens für Holzweber eine Begnadigung eintreffen werde. Der Pfarrer hat sich inzwischen mit dem Gefängnisdirektor in Verbindung gesetzt und ihm seine Absicht bekanntgegeben, für Holzweber ein Gnadengesuch an den Bundespräsidenten zu richten.
Dieser erwidert, die Verteidigung habe sofort nach Schluß des Prozesses ein solches eingebracht, und es sei zu hoffen, daß ihm stattgegeben werde, wenn auch vielleicht, wie schon geschehen, in letzter Minute. Unter dem Hinweis, man dürfe nichts unversucht lassen, besteht der Pfarrer auf seinem Vorhaben und wird aufgefordert, sich diesbezüglich mit dem Präsidenten des Gerichtshofes ins Einvernehmen zu setzen.
Durch Gänge, in denen es von Soldaten wimmelt, geht es in den zweiten Stock des Gerichtsgebäudes. Präsident Kreuzhuber verschließt sich dem vorgebrachten Anliegen nicht, empfiehlt aber größtmögliche Beschleunigung.
Auf dem Rückweg zur Gefängnisdirektion trifft der Pfarrer mit den Herren der Verteidigung zusammen. Sie bestätigen die von ihnen eingeleiteten Maßnahmen bezüglich des Begnadigungsgesuches. Sie begrüßen die ihnen kurz mitgeteilte Absicht des Seelsorgers wärmstens.
Telefonisch erstrebt der Pfarrer im Wege des Bundeskanzleramtes die Verbindung mit dem Bundespräsidenten. Eine Reihe von Stellen muß durchlaufen werden, während der Zeiger der Uhr unerbittlich vorwärts rückt. Schließlich spricht Kabinettsdirektor Klastersky und antwortet auf das Ansuchen um Begnadigung. Seine Exzellenz der Bundespräsident könne sich mit der Angelegenheit erst befassen, wenn ein schriftlicher Begnadigungsantrag vorliege.
Auf die Frage, von welcher Stelle dieser vorzulegen sei, erfolgt die Antwort: „Vom Justizministerium." In fieberhafter Eile wird nunmehr die Verbindung mit dem Justizministerium hergestellt. Vom Justizministerium wird lakonisch geantwortet: „Es wird zur Kenntnis genommen."
Inzwischen haben hohe Offiziere in Paradeadjustierung den Amtsraum betreten. Auf dem Gang ist in Zweierreihen Militär in Stahlhelmen aufgezogen. In Unruhe betritt ein Unteroffizier den Raum, um durch das Fenster auf die Straße zu spähen, auf der sich angeblich um das Gerichtsgebäude die Menge zusammenrotten soll.
Es ist jedoch weit und breit niemand zu sehen. Der Pfarrer hat sich inzwischen wieder zu Holzweber führen lassen, der sich in Gesellschaft seines Verteidigers befindet.
Er begrüßt den Pfarrer mit den Worten: „Ich weiß, daß ich auf Begnadigung nicht zu rechnen habe. Das hat mir schon der ganze Verlauf des Prozesses gezeigt.
Sollte einmal darauf zurückgekommen werden, dann bitte ich auf die Tatsache zu verweisen, daß Generalmajor Zehner, so oft die Verteidigung einen Antrag gestellt hat, aufgestanden und in das Nebenzimmer gegangen ist. Wenn er zurückkam, besprach er sich jedesmal mit dem Vorsitzenden und der Antrag der Verteidigung fiel jedesmal."
Holzweber wandte sich dann an den Pfarrer mit den Worten: „Ich bestimme, daß mein Leichnam eingeäschert wird. Um mich ist es ja nicht schade. Es sind ja für unsere Sache schon so viele und ganz andere Männer in den Tod gegangen. Ein Trost ist mir, es bleibt ja doch etwas von mir zurück auf dieser Welt, mein Kind."

Nach kurzer Zeit fährt er fort: „Einen Wunsch hätte ich noch, man soll mich nicht wie einen gemeinen Verbrecher hängen, sondern erschießen."
Der Seelsorger verwies im Gespräch auf das Wort des 1. Petr. 1, 33: Setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch geboten wird durch die Offenbarung Jesu Christi.
Schließlich meinte Holzweber: „Herr Pfarrer, Sie müssen heute einen schweren Weg mit mir machen. Aber ich danke Ihnen dafür; es ist mir ein großer Trost, daß Sie mich begleiten."
Inzwischen haben drei schwarzgekleidete Männer die Zelle betreten. Zwei bleiben an der Tür stehen, vor der Soldaten im Stahlhelm vorübermarschieren. Der dritte nähert sich und nennt dem Seelsorger seinen Namen: Lang (der Scharfrichter).
Holzweber wird zur Tür gerufen. Man legt ihm einen Riemen um die Oberarme. Er will es ablehnen. Lang erklärt es für unerläßlich. Der erschütternde Zug setzt sich eiligen Schrittes in Bewegung.
Durch einen schmalen Gang geht es hinaus in den Gefängnishof. Zur Rechten ragen zwei Galgen aus rötlichem Lärchenholz, an der Spitze ein Eisenhaken. Im Hintergrund des lichthofartigen Raumes hat sich linker Hand der Gerichtshof im Talar versammelt, an der Spitze Präsident Kreuzhuber in Zivil, die ausländischen Pressevertreter, anschließend rechts eine größere Anzahl von Offizieren in Paradeuniform, daneben eine Abteilung von Soldaten mit Stahlhelm und Bajonett auf.
Der Präsident verliest das Todesurteil und fügt hinzu, daß nach Ablauf der Frist von drei Stunden von der Begnadigung nicht Gebrauch gemacht worden sei.
Das Urteil sei demnach sofort zu vollstrecken. Ruhigen aufrechten Schrittes begibt sich Holzweber, unter Vorantritt des Scharfrichters, zu seiner Rechten und Linken die Schergen, unter den Galgen. Seine Gestalt scheint sich zu straffen.
In dem Augenblick, in dem man Hand an ihn legt, ruft er mit lauter Stimme, daß es durch den ganzen Hof hallt: „Ich sterbe für Deutschland, Heil Hitler!" —
Totenstille, Erschütterung und Ergriffenheit lagern über dem Hof.
So stirbt nicht ein gemeiner Verbrecher, so sterben Männer und von ihrer Sache überzeugte Kämpfer.
In stillem Gebet verharrt der Seelsorger an der Seite dessen, der seinen letzten Kampf kämpfte, bis nach schier endlos langer Zeit der Arzt den Eintritt des Todes feststellt und dem Gerichtshof meldet. (Die Hinrichtung dauerte zwölf Minuten.) Der Präsident fordert den Pfarrer auf, ein Gebet zu sprechen. Über den Leichnam hat man inzwischen eine Decke gebreitet. Da klingt das Vaterunser auf an der Stätte des Grauens und der Ruf aus der Tiefe mit der Bitte um Segen.
Quer durch den Hof kehrt der Pfarrer zurück durch den schmalen dunklen Gang in die nun einsame und stille Zelle. Auf dem Tische liegen noch die Abschiedsbriefe, aber der sie schrieb, hat ausgekämpft. Während Talar und Bibel für die Heimreise verpackt werden, dringt der helle Ruf „Heil Hitler!" durch das geöffnete Gitterfenster der Zelle, die nach dem Galgenhof zu gelegen ist. Dann Totenstille. —
Zehn Minuten mußte Planetta in einem dunklen Gang warten, ehe er die Todesstätte betreten konnte.
Voll Haltung ging er zum Pfahl.
Plötzlich drang es laut bekennend und fast schreiend aus seiner Kehle:
„Heil Hitler!"
Dann starb er.
Ehe er die Armesünderzelle verließ, hatte er einen Justizwachtmeister durch sein Verhalten zum Nationalsozialismus bekehrt.

Die Ära Schuschnigg

Ein blutendes Volk

Zwar lachte die Sonne am blauen Himmel Österreichs und die Blumen blühten, aber in den Herzen der Menschen wachte die quälende Sorge und lebte das bittere Leid. Denn lawinengleich rollten jetzt die Verfolgungswellen über Stadt und Land. Die Urgründe menschlicher Triebhaftigkeit öffneten sich, und Haß, Neid, Quäl- und Mordsucht kamen an die Oberfläche und Gräßliches geschah. Die menschlichen Leidenschaften fanden keine Hemmungen mehr und der Brudermord ging um. Der sterbende Kanzler hatte aus jener weitschauenden und überirdischen Erkenntnis, die der letzten Stunde oft gegeben ist, den Frieden verkündigt. Aber sein Nachfolger beachtete diese Mahnung nicht. Er wollte den Kampf und suchte das Blut seiner Gegner.
Am 30. Juli wurde die neue Regierung nach heftigen inneren Auseinandersetzungen gebildet. Der bisherige Unterrichtsminister Schuschnigg übernahm das Kanzleramt. Starhemberg wurde Vizekanzler und Sicherheitsminister. Fey, gegen den die Regierung schweren Verdacht hegte, wurde als Innenminister kaltgestellt.
Als der von der Wiener örtlichen Leitung mangelhaft organisierte und noch mangelhafter durchgeführte Putsch nach einigen Stunden zusammenbrach, schlug die wahrhaft tragische Stunde der Länder.
Keine leichtfertigen Menschen griffen hier zu den Waffen; neben dem vom Dasein zermürbten Arbeiter schritt der nachdenkliche und prüfende Alpenbauer, der seine Meinung nicht wechselte wie die Natur ihr Kleid. Fern lagen ihnen jeder eigensüchtige Antrieb zum Handeln, wie könnte es auch bei diesen Männern anders sein, von denen viele als Angehörige der besten deutschösterreichischen Regimenter sich während des Krieges mit ihrem Blute höchste Auszeichnungen erworben hatten.
Das Bundesheer, die gesamte bewaffnete Exekutive brach auf, um diese Volkserhebung niederzuschlagen, sie wurde umschwärmt von den Heimwehren, die von blindem Hasse geleitet ihren Namen auf alle Zeiten mit dem furchtbaren Vorwurf, Bruderblut vergossen zu haben, beflecken sollten.
Fünf lange schwere Tage dauerten die Kämpfe an.
Im Ennstal, in den Grenzgebieten Steiermarks und Österreichs, in Salzburg und besonders in Kärnten knatterte das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Dumpf rollte der Geschützdonner und sein unheilvoller Klang brach sich an der Karawankenwand.
Der Aufstand mußte zusammenbrechen.
Der bewaffneten und gut ausgerüsteten Bundesmacht konnten die nicht mit Kanonen versehenen Illegalen, denen sogar die notwendigsten Schußwaffen fehlten, nicht standhalten. Diese kämpften mit großer Heldenhaftigkeit, aber das Schicksal stand nicht auf ihrer Seite und ihr Leidenskelch war noch nicht zur Neige geleert.
Sie wehrten sich, so gut sie es konnten, gegen eine weitaus überlegene Waffentechnik und Strategie.
Welch ein erschütternder Anblick mußte es für die Truppenoffiziere sein, wenn sie Aufständischen gegenüber lagen, die zwar ein Maschinengewehr besaßen, aber nicht damit umgehen konnten. Da



Hitlers Einzug in seine Geburtsstadt Braunau

lagen sie nun in der Abwehr und arbeiteten verzweifelt und umsonst an der Maschine, die sie nicht gegen die Übermacht schützen wollte. Es war für sie entsetzlich zu sehen, wie die Heimwehren sich bestialisch an wehrlosen Gefangenen vergingen.

Dann kam das Ende ...

Es gab später Leute, die eine besondere Auszeichnung trugen — sie sah von weitem einer goldenen Tapferkeitsmedaille ähnlich — die ihnen für die Blutarbeit gegen Waffenunkundige verliehen worden war.

Auf beiden Seiten waren die Menschenopfer groß. Die Heimwehren und anderen Regierungsverbände verloren in diesen Tagen 48 Tote und 103 Verwundete, das Bundesheer büßte 18 Tote und 37 Verwundete ein. Dagegen verloren die Aufständischen über 200 Mann an Toten und an 400 Mann an Verwundeten. Das waren mehr Tote, als sie der Kärntner Freiheitskampf gefordert hatte.

Nach der Niederschlagung des Aufstandes kamen die Tage der Rache. Jeder abwegigen Regung wurde freie Bahn gelassen und der Terror raste. Neben Mord und viehischer Mißhandlung wurden unzählige Verhaftungen vorgenommen und die Klagen der gequälten und gemarterten Gefangenen stiegen zum Himmel. Wie niedrig können Menschen sein! Man kann nicht sagen, daß sie tierisch waren, weil Tiere so schlecht nicht sind.

Bilanz des Schreckens

Die Stand- und Schnellgerichte arbeiteten fieberhaft. Die letzten kämpfenden Reste der Aufständischen traten auf südslawisches Gebiet über und wurden dort interniert. Tausende versuchten auf heimlichen Wegen die Reichsgrenze zu erreichen, um Leben und Freiheit zu retten.

Den Angehörigen dieser Flüchtlinge gegenüber griff man zu wahrhaft russisch-bolschewistischen Mitteln, ihre Familienangehörigen wurden als Geiseln verhaftet.

So wurde Dr. Franz Glaser, St. Gallen (Ennstal) verhaftet, weil sein Sohn schwerverwundet nach Deutschland geflüchtet war. Wir haben mit ihm gesprochen. Als sein Stiefsohn, Franz Ebner, in Berchtesgaden von der Verhaftung erfuhr, kehrte er, um seinen Vater zu befreien, nach Österreich zurück und stellte sich den Gerichten. Das Standgericht in Leoben verurteilte ihn zum Tode. Der Nichttransportfähige wurde mit hohem Fieber zum Galgen gebracht.

Als er darum bat, das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied vor seinem Tode noch einmal zu hören, erfüllte der Direktor des Gefängnisses die Bitte. Er wurde dafür sofort entlassen.

Die Standgerichte arbeiteten, sie verhängten drakonische Strafen und in Wien wurde der August mit einer Serie von Todesurteilen eingeleitet.

Von den Militärgerichten wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet:

Wien, Militärgericht	1. Otto Planetta	31. 7. 1934	5. Josef Hackl	13. 8. 1934
	2. Franz Holzweber	31. 7. 1934	6. Franz Leeb	13. 8. 1934
	3. Hans Domes	18. 8. 1934	7. Ludwig Maitzen	13. 8. 1934
	4. Ernst Feike	7. 8. 1934	8. Erich Wohlrab	13. 8. 1934
Innsbruck, Militärgericht	9. Friedrich Wurnig	1. 8. 1934		
Ischl, Militärgericht	10. Franz Unterberger (Sterbetag unbekannt)			
	11. Franz Saureis	20. 8. 1934		
Leoben, Militärgericht	12. Rudolf Erlbacher	22. 8. 1934	13. Franz Ebner	29. 8. 1934

Zahlreiche Nationalsozialisten wurden zu lebenslänglichem Kerker verurteilt, Tausende erhielten hohe Kerker- und Gefängnisstrafen. Ungezählte Existenzen wurden vernichtet.

Aus dem Tagebuch des Hilfsarbeiters Darrer

Was ein zu Kerker Verurteilter dachte und empfand, könnte nicht besser wiedergegeben werden als durch den Bericht des Hilfsarbeiters Darrer; denn der Verurteilte war einer von den vielen, und was er litt, erduldeten tausend andere. Darrer schrieb ein kurzes Tagebuch, aus dem einige bezeichnende Auszüge wiedergegeben werden.

Mai 1934.

Wir kämpfen nicht nur für unsere Idee, sondern auch zur Erhaltung unserer primitivsten Lebensrechte. Es geht hart auf hart. Wir bilden eine Sondertruppe! Wir sind Fanatiker geworden. Wir, die man die ganze Zeit her entrechtet, die man vogelfrei gemacht hat, wir kennen jetzt selbst nicht mehr genau das Recht. Wir haben nur mehr den Glauben an den Sieg der Bewegung und das unerschütterliche Vertrauen und die Liebe zu unserem Führer! — Standrecht in Österreich! Es ist die Proklamation ihrer eigenen Schwäche. Todesstrafe durch den Strang. Wie für gemeine Verbrecher, für Vergehen, mit denen wir trotzdem stündlich unser Gewissen belasten. Wir waren kein Untermenschentum, für das sie uns hinzustellen pflegten. Wenn man einem das Messer an die Kehle setzt, kann man sich nicht mit Bibelsprüchen wehren. Und wir wehrten uns. Wir trugen den Kampf vorwärts.

Juli 1934.

Verhaftung, endlose Verhöre auf der Polizei. In Ketten Überführung ins Landesgericht. Nach tagelangem Warten werden wir aus der Zelle herausgerissen — Ketten werden uns umgelegt — und mit Gendarmerie mit aufgepflanztem Bajonett fahren wir in neunstündiger Fahrt nach Wien. Hier kommen wir vor das Standgericht. Man reibt sich die von den Ketten geschwollenen Glieder und beißt die Zähne zusammen. Besonders gemütvolle Gefängnisaufseher führen einen zum Galgenhof, damit wir uns mit der Örtlichkeit vertraut machen. Dann kommt die Verhandlung. Man wird gefragt und antwortet. Hohe Polizeifunktionäre sagen unter Diensteid als Zeugen Unwahrheiten aus! Der Gerichtshof, der sich einen Anschein von Recht gibt, zergliedert und zerfasert jedes Einzelgeschehen. Nach Paragraph so und so, -- vom ... 1884 Beweisantrag angenommen— abgelehnt! Man möchte aus der Anklagebank herausstürzen und ihnen ins Gesicht schreien: Ihr richtet hier nicht über uns, die wir hier stehen, sondern über uns alle, die das Gleiche wie wir wollen: Ein freies deutsches Vaterland! Und wenn wir darum kämpfen, kämpfen wir nicht nur für uns allein, sondern auch für euch, die ihr doch auch Deutsche seid und für eure Kinder. Das Urteil wird gefällt. Einige werden zu längeren schweren Kerkerstrafen verurteilt, uns andere verweist man an das ordentliche Gericht zurück. Wieder mit Ketten beladen, verlassen wir diesen Ort, an dem wenige Tage später einige unserer besten Kameraden — am Galgen ihr Leben lassen mußten.

Vor unserem neuen Gefängnis fallen Schüsse, Maschinengewehrfeuer knattert. Wir pressen das Gesicht an das Gitter und starren hinaus in die dunkle Nacht, dort kämpfen die Unsrigen. Deutsche kämpfen gegen Deutsche. Wir sind gefangen, wir können nicht helfen, aber sie werden siegen, sie müssen. Die ersten Kameraden werden als Gefangene eingeliefert. Wie steht es draußen? Große Teile des Landes sind in unseren Händen, antworten sie.

Stunden, nur Stunden noch und wir sind frei!

Verwundete mit Beulen und Striemen werden jetzt eingeliefert. Sie berichten, daß Schwerverwundete mit dem Gewehrkolben erschlagen wurden. Wir haben zu wenig Waffen. Wir kämpfen oft mit blanker Faust gegen Maschinengewehre und Kanonen.

Unsere Erhebung ist zusammengebrochen!

Prügelbanden durchziehen die Straßen. Frauen und Kinder gefangener Kameraden werden niedergeschlagen und Geschäfte geplündert. Wir sind unterlegen, aber besiegt? Furchtbare Strafen

werden verhängt. Wir erfahren, daß dreizehn der Besten mit dem lauten Bekenntnis zu Deutschland und unserem Führer zum Galgen schritten. Wir sitzen im Gefängnis zusammengepferdcht, wie man es mit Tieren nie machen würde, der Normalbelag der Zelle ist zwei Mann für Verbrecher, — wir sind 15 bis 20 Mann. „Hast du keinen Platz, Hochverräter, dann bleibe halt stehen", sagte der Aufseher. Wir treten in den Hungerstreik. „Gut!", sagen unsere Peiniger. „Bringt euch um, es sind sowieso zu viele von euch vorhanden." Trotzdem ist im weiten Umkreis des Gefängnisses das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" und das Horst-Wessel-Lied hörbar. Wir sind ungebrochen. Der Glaube an die Zukunft ist nicht zu zertrümmern. Wir werden unser Ziel doch erreichen. Monate vergehen. Wir sind wieder weniger geworden. Große Abtransporte in die Zuchthäuser des Bundesstaates haben stattgefunden. Für mich werden neue Verhandlungen angesetzt, ich werde freigesprochen, aber der Staatsanwalt legt Berufung ein.

Mutter, die du nach stundenlangem Warten zu mir kommst, hungerst du? Du siehst so blaß und elend aus. Oder ist es nur die Sorge und der Kummer. Du bist jetzt ganz allein. Der Bruder ist geflüchtet oder vielleicht irgendwo namenlos gefallen? Hab' doch Geduld, es wird doch alles anders werden. Ich komme vor den Obersten Gerichtshof. Er spricht mich frei.

Endlich! Aber beim Tor des Gefangenenhauses steht Polizei und verhaftet mich von neuem. Ich werde ins Polizeigefängnis gebracht. Hinein in die Zellen, in denen das Blut der Kameraden noch klebt, die geschlagen, getreten und niedergeknüppelt wurden, um ihnen Geständnisse zu erpressen. Der Leiter der Staatspolizei droht: „Wir werden euch schon unterkriegen."

Jetzt ist es Weihnachten 1934 und ich werde freigelassen. Auch in der Freizeit stehe ich unter schärfster Bewachung. Es gilt zu sammeln und wiederaufzubauen. Die Tage sind kostbar. Heute, morgen, jeden Tag können sie dich wieder holen. Die Wiederverhaftung ist beinahe zur Gewißheit geworden. Aber jetzt flüchten? Tausende Kameraden sitzen im Kerker. Nein. Nur vorsichtig, doppelt vorsichtig sein.

Im Februar 1935 werde ich wieder verhaftet. Wieder Verhandlung, Vertagung, Verhandlung und Einspruch, dann ein Diktat von „oben". Ich werde zu fünf Jahren schweren Kerkers verurteilt. Es ist die Mindeststrafe — warum? Wenn sie uns für schuldig fanden, verdienten wir nach der Anklage die Höchststrafe. Sie wollten uns nur unschädlich machen. Was schadet es. Tatest du wirklich nur deine Pflicht, Direktor des Gefängnisses, als du mir Ketten und Ringe an den Füßen anschmieden ließest? Ich habe vergessen die Stunden zu zählen, wie lange bin ich schon hier in dieser Betonzelle im Keller? Wieviel Tage? Muß es nicht draußen Tag sein? Und irgendwo die Sonne scheinen? Oder ist es Nacht und ganz dunkel, so dunkel wie es hier bei mir immer ist? Tatest du wirklich nur deine Pflicht, Gefangenendirektor? Wie du dann kamst, als du mich mürbe meintest und mich zum Verräter machen wolltest, du versprachst mir, du drohtest mir, du sagtest mir, daß du meine Mutter ebenfalls hier einkerkern würdest. Ich wollte dir an die Kehle springen. Meine Ketten waren dein Glück. Ich lernte den Haß. Und dieser Haß hielt mich aufrecht, wenn mich der Glaube zu verlassen drohte.

Man ließ mich wieder ans Tageslicht. Kamerad, der du mir halfst, mit meiner Kettenlast die Treppen hinauf zu klettern, ich danke dir! Die Zelle hat zwar wieder Betonwände und Boden, aber hier ist es wieder Tag. Daß man sich wegen dieser Ketten nicht der Kleider entledigen kann. Die handbreiten Ringe scheuern an den Füßen und sind immer kalt, eiskalt. Jetzt hab' ich Licht, zu viel Licht. Tag und Nacht. Warum kommt man alle zwei Stunden nach mir schauen und prüft meine Ketten? Ich glaube schon bald selbst, daß ich gemeingefährlich bin. An der Außenseite meiner Tür hängt ein Schild: Achtung — und mein Name! Es erinnert mich an das übliche „Achtung, bissiger Hund!" Nach langen Tagen kommt in der Morgenfrühe ein Mann mit einer Eisensäge und entledigt mich meiner Ketten. Ich erhalte meine Kleider und werde in das Zuchthaus Karlau-Graz gebracht.

Beinahe 700 Mann sind allein in diesem Zuchthaus. Es gibt auch noch in den anderen Teilen des Landes Zuchthäuser. Kahlgeschoren, im Sträflingskittel, erkennt man die Kameraden kaum. Man hungert ewig, aber man soll sich daran gewöhnen können. Diese Zelle ist so eng. Du glaubst, die Wände müßten dich erdrücken. Damit du nie allein sein kannst, befindet sich eine kleine unscheinbare Öffnung an der Tür, damit bei Tag und Nacht unhörbar der Wächter nach dir spähen kann. Du kannst nie zu dir selbst kommen. Du bearbeitest Papier in ohnmächtiger Wut. Oh, es gibt Begünstigungen, alle Monate darf ich einen Brief schreiben. Einmal im Monat habe ich das Recht auf einen Fünfzehn-Minuten-Besuch. Meine Mutter kommt, sie ist die beinahe 200 Kilometer lange Strecke mit dem Rad zu mir gefahren und das in ihrem Alter. Ich darf ihr nicht einmal die müde Hand drücken. Es muß für sie schwer gewesen sein.
Zum zweiten Male kommt der Frühling, der Sommer. — Die Not muß doch einmal enden. Nur nicht den Glauben verlieren. Nur nicht seelisch das werden, zu dem sie dich gemacht haben, mein armer Kamerad. Du konntest es nicht mehr ertragen und schnittest dir die Adern auf. Aber sie lassen dich nicht sterben. Sie geben gut acht auf dich, denn du mußt zuerst büßen. Was steht auf der Tafel über deinem Lager? Ende der Strafe „Mit dem Tode"! Du darfst das nicht vergessen. Du mußt das Urteil jeden Tag und jede Stunde vor Augen haben!
Juli 1936.
Ein Abkommen mit dem Deutschen Reich wurde getroffen. Wir werden frei. Bedingte Begnadigungen werden ausgesprochen. Ich darf nicht hoffen, dabei zu sein, bei diesen glücklichen Freigelassenen, denn ich habe den Haß des Machthabers meiner Heimat nur zu gut in Erinnerung. Jetzt wird der Kamerad neben mir frei. Ich höre das Rasseln der Schlüssel, die Freudenschreie. Wieviel haben sie heute freigelassen? Hat man nicht jetzt meinen Namen gerufen? Also auch ich. Meine Kleider, meine abgenommenen Sachen werden mir wiedergegeben. Ich bin wieder Mensch unter unsinnig freudigen Menschen. Ich muß etwas unterschreiben. Und dann hinaus — frei! Halt! „Das war ein kleiner Irrtum!" sagte der Beamte. Ein falsch geschriebener Buchstabe. „Das bist du nicht!"
Wieder zurück, wieder ablegen den Menschen! Du bist wieder der Strafgefangene Nummer X. Nicht toben. Nicht wüten. Vierundfünfzig blieben zurück. Mutter! Du hast vergeblich gewartet. Tage und lange Nächte. Hab' noch ein wenig Geduld. Wie freute sie sich, aber es war alles umsonst, ich werde nicht frei. Das Geld reicht für sie gerade noch zur Heimfahrt. Es ist nicht so leicht, sich wieder hineinzufinden. An alten Kameraden sind nur noch wenige da. Der Kampf um die Idee ist deshalb nicht zum Stillstand gekommen. Wo einer wegmußte, sprangen zwei andere für ihn ein.
Endlich werde auch ich bedingt begnadigt. Bewährungsfrist bis 1941. Jetzt sich nur nicht mehr erwischen lassen, nicht lebend mehr erwischen lassen, ich will nicht mehr zwischen diesen grauen Wänden leben ...

Schuschniggs politischer Kurs

Wohin aber trieb Schuschnigg? Das Ende seiner Herrschaft konnte ein Kaiser- oder Königreich Österreich sein. Er war im Grunde seines Herzens ein Legitimist und mochte sich für eine Art Reichsverweser dieser Leute halten. Der beste Beweis für seine wahren Absichten war die Aufhebung der Habsburger Gesetze, die einer Agitation dieses Hauses Tür und Tor öffnete. Man fand eine scheinheilige Begründung für diese Tat. Österreich schüttle „eine Gewissenslast" ab, hieß es. Schuschnigg kannte die Ziele der Habsburger genau. Sie waren gehässig und antideutsch, ja deutschfeindlich. Dies wußte er, und er kam doch den Legitimisten in jeder Weise geheim und offen entgegen.
Er erhoffte von einer Wiedereinsetzung der Habsburger eine „Klärung" der unnatürlich gespann-

ten politischen Lage. Er glaubte, die nationale Opposition damit zum Schweigen und zum Absterben zu bringen. Dabei ging er mit Menschen zusammen, deren einziges Ziel darin bestand, die Kluft zwischen Deutschland und Österreich zu vertiefen. Der Legitimismus träumte von einem „Großösterreich"! Daher war der Anschlußgedanke für ihn schlimmer als jeder Marxismus. Dem deutschen Volke sollte der Weg zum Donauraum auch wirtschaftlich verriegelt werden. Man lieferte mit Freuden den Franzosen Material gegen Deutschland. Die Herren bewegten sich in den absonderlichsten politischen Vorstellungen. Sie hofften immer wieder auf bayerische, rheinische oder westfälische Revolten. In ihren Köpfen lebte der Gedanke, Österreich müsse zum Träger der deutschen Kultur werden und es werde unter der Führung Habsburgs das größere Reich, ein römisch-deutsch-fränkisches Imperium (ohne Preußen) entstehen. Man nannte es auch „das Weltreich des katholischen Faschismus". Frankreich und Italien wurden „Patronatsmächte" genannt. Das war die Absicht dieser „Restauratoren". Das Deutsche Reich sollte zerstückelt werden und in den Kreisen der Legitimisten wußte man sich eins mit Schuschnigg.
So lächerlich diese Ideen auch waren, sie bezeugten aber doch die wahren Absichten des Legitimismus. Wer konnte als Anwärter auf die Krone würdiger sein als Otto, der Sohn Kaiser Karls und Zitas. Jenes Kaisers also, der 1917 das kämpfende deutsche Volk verriet. Damals hatte Karl hinter dem Rücken der deutschen Regierung Friedensangebote an die Entente gemacht und dafür Elsaß-Lothringen angeboten. Er nannte auch die Ansprüche Frankreichs berechtigt. — Aus den zahlreichen und oft komischen legitimistischen Verbänden entstand die Spitzenorganisation „Der Eiserne Ring". Dieser Ring wurde von dem Minister a. D. Wiesner geleitet. Mehr repräsentativ als führend wirkte neben Wiesner der Generaloberst Graf Dankl. Sie besaßen auch eine Zeitung, „Der Österreicher" genannt, in der neben gehässigen Ausfällen gegen das Reich huldvolle Worte Ottos und seiner Mutter, Hofnachrichten und „kaiserliche" Dankschreiben für Ehrenbürgerbriefe standen. Auf Bildern wurde „der Kaiser" gezeigt, wie er tiefsinnig über einer Zeitung brütete oder in Begleitung seiner Mutter ein echtes Kaiserlächeln aufgesetzt hatte. Dann wurden, als empfehlenswerte Weihnachtsgeschenke, für vierzig Groschen Kaiser-Otto-Bilder (Lesezeichen, in Seide gewebt) angepriesen, dagegen waren „die Bilder Ihrer Majestäten Kaiser Karl und Kaiserin Zita" erst von anderthalb Schilling ab zu haben. Für dreißig Groschen gab es „schwarz-gelb gestreifte Bleistifte", und eine „Plakette Seiner Heiligkeit Papst Pius XI.", inklusive Etui, kostete schon zwölf Schilling. Dagegen war die Schallplatte „Kaiser Otto, bitte kehr zurück" und die „Kaiser-Otto-Strophe" schon für fünf Schilling käuflich zu erwerben.
Es wurden auch Agenten auf die Dörfer geschickt, die in Ehrenbürgerbriefen handelten. Sie erzählten den braven Leuten viel wunderliches Zeug und zogen allerhöchste Dankschreiben aus der Tasche, so daß den Gemeindevätern die Augen übergingen. Es wurde dann eine „Kaisergemeinde" ernannt und einige Wochen später erschien irgendein entblätterter Erzherzog oder Fürst und überreichte der Gemeinde ein schöngeschwungenes „kaiserliches Dankschreiben", das unter Glas gesetzt werden konnte. Waren Gemeinden etwas störrisch, weil sie den Gnadenstrahl, der ihnen leuchtete, nicht sahen, dann half eine leichte vaterländische Drohung. Vielleicht kam man nicht nur wegen eines Kirchenaustrittes ins Gefängnis, sondern auch wegen mangelnder Otto-kehr-bitte-zurück-Gesinnung. Also taten sie, was sie nicht lassen konnten und ernannten Otto zum Ehrenbürger und nahmen aus den etwas zittrigen Händen eines knickebeinigen Edelmenschen die prangende Dankesurkunde an.
Es wurden auf diese Weise Tausende von Ehrenbürgerbriefen ausgestellt. Am schmachvollsten in den kaiserlichen Augen benahmen sich, wie immer natürlich, Vorarlberg, Salzburg und Kärnten. Wenn das kaiserliche Auge den recht mageren Bestand an Ernennungen in diesen Ländern musterte, dann mußte ihn ein großer, aber gerechter Zorn ergreifen und eine stille Herrscherzähre floß auf die dünne Ziffer jener, die sich seiner landesväterlichen Güte nicht entzogen.

Auch wurde viel für „Zita"-Straßen und „Otto"-Plätze geworben, man hätte beizeiten auch einen „Sixtus"-Platz gefunden, aber andere Ereignisse kamen etwas zu schnell.

Die Partei im Dunkeln – Briefe aus der Not

Harte Schläge fielen auf die Partei nieder. Sie lag am Boden, aber sie starb nicht. Unter den Verfolgungswellen der Jahre 1934 und 1935 litt sie unsäglich, aber aus den Opfern erstanden immer neue Bekenner. Aus den Kerkern und der zermürbenden Eintönigkeit der Konzentrationslager wuchs ein Geist und ein Glaube, die stärker als jede menschliche Verfolgung waren.
Der Rachefeldzug der Regierung und die kaum vorstellbaren Ausschreitungen der Heimwehren, der Sturmscharen und der Vaterländischen Front lösten zwar Entsetzen aus und viel Leid, aber das, was sie erreichen wollten, gelang ihnen nicht.
Die Partei konnte nicht zerstört werden. Sie lebte im Dunkeln weiter.
Die Verfolgungen waren zugleich zum großen Ausleseprozeß geworden. In dem Schmelzfeuer der Charaktere schieden sich die Schwachen von den Starken. Eine unterirdische Glaubensarmee entstand, die durch das Feuer der Prüfungen gegangen war und der die Verfolgung der Gegner einfach nichts mehr anhaben konnte. Durch das große Läuterungsfeuer der Konzentrationslager gingen Zehntausende von Menschen. Sie kehrten als im Leide gewachsene Bekenner ins Leben zurück, tiefer als je von dem Glauben an ihre Mission durchdrungen.
Um dem Gegner zu entgehen, sammelten sich die Reste der Freigebliebenen oder Zurückkehrenden an einsamen Orten, um sich gegenseitig zu ermutigen und sofort mit dem Aufbau der Organisation zu beginnen, die von den Stürmen des Jahres 1934 vielfach zerschlagen worden war.
Tief in den Wäldern, auf Felskuppen, in Schluchten und sogar in Höhlen trafen sich die Bekenner, um sich zu trösten, Rat zu pflegen und auf die Zukunft zu hoffen. Mochte die Gegenwart noch so trostlos und grau erscheinen, einmal mußte der große Tag doch kommen.
Sogar aus den Gefängnissen trösteten die verurteilten Männer und Frauen ihre Angehörigen und sie zeigten einen starken ungebrochenen Geist und wahren Bekennermut.

Ein in Leoben zum Tode Verurteilter schrieb:

Liebe Mutter und Geschwister!
Seid nicht traurig, daß mich dieses Schicksal trifft. Ich sterbe gerne für die große Sache. Ihr werdet sie erleben, jene Zeit, für die ich in den Tod gehen muß. Liebste Mutter, sei mir nicht böse, daß ich Dir dieses Leid angetan habe, es wird wohl bestimmt sein, daß ich nicht länger als achtundzwanzig Jahre leben darf.
Liebe Mutter und Geschwister! Was mein Eigentum ist an Kleidern bei Moosbrugger in Steinach, auch ein bißl Geld, gehört Euch. Und bitte meinem Mäderl Trudi etwas zu geben und bitte an alle Grüße, die letzten, auszurichten, auch an meinen Vater.
Auf Wiedersehen in der Ewigkeit. Euer Rudo.
Ich bin nicht traurig, denn ich sterbe als deutscher Mann.

Der Sohn an die Mutter.

Obwohl ich zuerst die Absicht hatte, erst am Ende der Feiertage zu schreiben, tue ich es doch schon jetzt, da ich gesehen habe, wie schwer Dir beim letzten Besuche das Auseinandergehen fiel. Ich wünsche nicht, daß Du während der Weihnachtstage meinethalben auch nur einen traurigen Gedanken hättest und bitte Dich, die Härte unserer abermaligen Trennung bei diesem Feste als meine deutsche Mutter und aufrechte Frau zu tragen.
Ich bin ja nur ein unbedeutender Einzelfall und wir müssen darüber hinaus an die Gesamtheit jener denken, denen das nämliche Leid widerfuhr. Sei versichert, liebe Mutter, daß es mir

durchaus nicht gleichgültig ist, schon zum zweiten Male auf die heimatliche Weihnachtsfreude verzichten zu müssen. Aber ich begehe ja dieses schöne Familienfest, dem unser Volk die Weihe aufdrückte und an dem sich jeder einzelne von uns als ein brennendes Kerzlein dünkt, in einer der Hochburgen deutschen Bekennens. Im Gedenken an jene, die vier Jahre lang dieses Opfer brachten und ihr Bestes gaben. Und vor allem in Gedanken an die Tausende, die in der Gegenwart ein noch schwereres Los unerschüttert tragen.

Laß Dir, liebe Mutter, nochmals die Hände küssen für Deine Weihnachtsgabe und sage auch meinen Brüdern, daß ich ihnen brüderliche Weihnachten wünsche. Ihr alle wißt, daß ich mit Euch vor dem Julbaum stehe und mit Euch um den Tisch sitze, wie es sonst stets war. Es würde mir nicht recht sein, wenn die altgewohnte Vertrautheit und Behaglichkeit deshalb, weil Ihr mich nicht leibhaftig unter Euch seht, leiden würde. Und darum bitte ich meine Brüder, besonders Franz und Erich, ihr gewohntes lustiges Allerlei zu treiben, damit es ein richtiger Weihnachtsabend wird.

Mein Freund und Gefährte schließt seine herzlichsten Weihnachtswünsche den meinen an. Das ist ja wieder etwas Gutes, daß wir beide, die einander verstehen und nimmer fremd sind, auch diese Stunde gemeinsam feiern können.

Lasse Dich, liebe Mutter, nun noch bitten, mir Deine mütterliche Liebe zu bewahren und verliere nicht den Gedanken daran, daß jener gute Kern, den ich Euch, meine Eltern, danke, trotz meiner vielen Fehler und Untugenden unversehrt da ist. Unser höchstes Gut ist die Ehrenhaftigkeit unseres Namens und unser selbst. An ihrer Reinheit und Unantastbarkeit zerbricht jeder böse Wille. Und wo ein Funken Anständigkeit wohnt, dort muß er sich vor dieser Erkenntnis beugen.

Ich küsse Dir, liebe Mutter, in schuldiger Ehrerbietung die Hände als

Dein dankbarer Sohn
Georg.

Eine Frau aus dem Kerker an ihren Mann, der im Männerflügel gefangen saß.

Liebster!

Nun riskiere ich es doch und schreibe Dir. Lange trage ich mich schon mit dem Gedanken, aber immer war ich zu feig dazu. Wo soll ich nur zuerst anfangen. Also, wie Du fort bist, ist am Abend schon die Gendarmerie gekommen und hat mich in Verwahrung genommen. Dann bin ich in der Nacht mittels Motorrad eingeliefert worden. Ich sage Dir, Liebster, ich war damals wie von Sinnen. In der nächsten Nacht war ich nahe daran, mir das Leben zu nehmen. Diese Ungewißheit über Dein Schicksal. Bei Nacht ist mir immer vorgekommen, Du hast mich gerufen. Da bin ich aufgesprungen und habe nach Dir gerufen. Dabei warst Du doch in Salzburg. Meine damalige Zellengenossin hat geglaubt, ich sei wahnsinnig geworden. Dann die Verhöre, alle Tage andere Anstrengungen. Meine Nerven sind schon ganz kaputt. Herrgott im Himmel, ist denn das auch schon ein Verbrechen, was ich getan habe. Sei nicht böse, wenn ich nicht beim Fenster hinausschaue. Ich habe nicht soviel Schneid wie meine anderen Zellengenossinnen. Gestern war der Herr Gefängnisdirektor persönlich hier und hat uns aufs strengste untersagt, zum Fenster zu gehen. Wenn du gute Nacht oder guten Morgen heraufrufst, höre ich Dich schon, wenn ich auch nicht ans Fenster kommen kann. Meine Gedanken sind ja immer bei Dir, wo ich immer sein werde. Meinen guten Ruf und meine Liebe zu Dir kann mir ja niemand nehmen. Es werden ja auch wieder andere Zeiten kommen. Dann werden wir unsere Freiheit doppelt zu schätzen wissen.

Ich habe nur den Fehler, daß ich nicht lügen kann. Wenn ich besser lügen könnte, würde ich nicht in diesem furchtbaren Hause sein. Hoffentlich kann ich diese entsetzliche Zeit noch über-

leben. Ich bin an Leib und Seele gebrochen. Habe ich mich deshalb mein Leben lang brav aufgeführt, daß man mich jetzt wegen einer Sache, von der ich, Gott sei's geklagt, nichts weiß, einsperrt?
Liebster Mann, aber was immer auch kommen mag, wir werden immer treu und fest zusammenhalten. An meiner Treue brauchst Du nie zu zweifeln.
Ich bleibe mit vielen Grüßen und Küssen Deine Frau.

An die Braut.

Meine liebe, liebe Inge!
Du bist gewiß erstaunt, so rasch wieder ein Schreiben von mir zu erhalten. Das ist aber nur ausnahmsweise, denn es hat sich schon wieder etwas Unangenehmes ereignet. Ich muß Dich bitten, als rettender Engel einzuspringen. Heute erhielt ich eine Vorladung vom Landesgericht für Zivilsachen wegen eines Konkursantrages der Krankenkasse, weil eine Schuld von S 141,88 noch besteht. Diesen Betrag wirst Du natürlich bis zu diesem Zeitpunkt unmöglich aufbringen können.
Zu all dem, was wir in den letzten Jahren mitmachen mußten, kommt halt noch etwas hinzu. Bisher konnten wir alles Mühsame gemeinsam tragen und Leid mit etwas Freude gemischt teilen. Nun bist Du zu allem allein da und ich kann Dir zum Trost nur sagen, daß bereits der 54. Tag meiner Haft ist. Es fehlen also nur noch 311 Tage und ein Jahr wird um sein. Nur weiß ich halt nicht, wieviele Jahre es noch werden.
Wenn ich wieder frei bin, werden wir zwei uns durch fleißige Arbeit unsere Existenz halt wieder neu aufbauen, was uns bestimmt leicht fallen wird, denn: erstens bin ich ja Baumeister und zweitens fange ich dank des achtzehn Jahre währenden Aufstieges Österreichs bereits zum vierten Male an, mit nichts meine Existenz neu aufzubauen. Wenn auch immer alles zerschlagen wird, so ist es doch nur eine Frage der Nerven und des Willens, die entsprechende Ausdauer zu haben. Nur Du, mein armes Mädel, tust mir schrecklich leid. Acht Jahre wartest Du schon auf mich, mußt halt noch weiter warten, Du meine liebe Inge ....
Jeden Dienstag, wenn Du mich besuchen kommst, freue ich mich auf die drei Minuten, denn da kann ich für den Augenblick alle Sorgen vergessen und da habe ich auch nicht das Gefühl, in Haft zu sein. Wenn Du mir so gegenüberstehst und ich in Deinen Augen all die Liebe lesen kann, die Du für mich empfindest, dann spüre ich, daß ein Teil des Glückes allein darin besteht, mit Dir sprechen zu können und Dich zu sehen ... Ich schlage vor, daß wir in Zukunft jeden Dienstag zum Sonntag machen zur Erinnerung an die Besuchstage, die mich immer so erfreuen. Lange Zeit, nach meiner Entlassung, werden alle Tage für uns Sonntage sein.
Vorläufig sei bis zum nächsten Dienstag innig gegrüßt und geküßt von
Deinem Peter.

Unsere Opfer bilden die Bausteine für die Freiheit!

Liebe Paula!
Nun ist unser kurzer Ausflug in das Landesgericht auch schon wieder vorbei. Diese Tage werden mir unvergeßlich bleiben. Weißt Du, mutlos war ich nie und nie habe ich an unserer Zukunft gezweifelt. Aber auch nie habe ich den Trost fester Zuversicht tiefer empfunden als in diesen Tagen. Weil wir uns geweigert hatten, zu essen anzufangen, wurden wir Mittwoch in der Karwoche auf Einzelhaft gesteckt. Es ist ja begreiflich, daß man in einer so neuen und ungewohnten Umgebung, bei allerstrengster Isolierung, etwas in der Stimmung gedrückt wird, ein Bangen um das, was noch kommen soll ... Nach dem Abendläuten wurde von der Kapelle das Zügenglöckchen geläutet. Das ist dieselbe Glocke, die schon manchem von uns zu seinem letzten Gang geläutet hat. Gerade unter meinem Fenster, drei Stockwerke tiefer, steht

der Galgen. Da ist mir erst so recht zum Bewußtsein gekommen, wie unvergleichlich klein unser Opfer im Vergleich zu dem dieser Kameraden ist. Und wie wenig Ursache wir zur Klage haben ... Und weiter wandern die Gedanken in die Zukunft. So schön und klar habe ich sie noch nie vorausgesehen und vorausgefühlt. Auf den Karfreitag, die Zeit gänzlichen Verlassenseins und seelischer Pein, folgt das Fest der Auferstehung, des Sieges und des Triumphes und der Wahrheit, des Guten und des Schönen über das Schlechte. Diesmal habe ich Ostern wirklich erlebt.

Unsere Opfer bilden die Bausteine für die Freiheit und für die Zukunft unseres deutschen Volkes. Wenn wir auch den Erfolg nicht mit der Hand greifen können, wir werden immer, unser Ziel vor Augen haltend, mutig unseren Weg verfolgen. Als nützliche Arbeiter wollen wir mitschaffen am Bau unseres Volkslebens, um unser Ziel zu erreichen — ein einiges und damit starkes und glückliches Deutschland.

Wir denken an den Einen, der über eineinhalb Jahre gesessen ist und dessen Werk damals zertrümmert am Boden lag. Er hat uns ein einzigartiges Beispiel gegeben, wie unabänderlicher Wille, der von Wahrheit durchdrungen für diese kämpft, zum Ziele führt.

Wir wissen, daß uns eine Zeit unermeßlichen Glückes, wenn auch nicht gerade in materieller Hinsicht, bevorsteht.

Recht herzliche Grüße an alle. Dein Gustav.

Die nationalsozialistische Jugend aber sang:

Ihr könnt uns die Freiheit rauben,
Alles, was das Herz uns bricht...
Doch den großen starken Glauben
An den Führer brecht ihr nicht!

Ergreifend war jenes Gedicht der illegalen Jugend an Österreichs Mütter:

„Ich möchte sie alle einmal rufen:
Österreichs Mütter, die still und schlicht
Und ohne Dank für ihre Pflicht
Den Grund zu unserem Denken schufen.

Ich möchte sie alle einmal ehren:
Die vielen Frauen, die namenlos,
Ein Teil des hoffenden Volkes bloß,
Auf unseres Führers Fahne schwören.

Sie haben das meiste für uns getan,
Sie gaben uns Ruhe und innere Stärke,
Sie gaben den Geist zu unserem Werke
Und trugen ihr Herz auf dem Weg uns voran.

Denn was auch wir Jungen im Kampfe gezeigt,
Wir spürten noch drückender unsere Ketten
Wenn wir zu Hause die Mütter nicht hätten,
Aus deren Liebe die Kraft uns steigt."

Einem so starken Geist, der sogar noch aus dem Leide Festigung sog, mußte die illegale Diktatur auf die Dauer erliegen. Die nationalsozialistische Idee war stärker als die Bajonette. Wenn auch damals, in den Jahren 1934—1937, Anlaß genug zur Verzweiflung bestand und wenn es auch so aussah, als ob alles grau und aussichtslos wäre, so hofften doch die Menschen inbrünstig auf den Tag der Befreiung.

Niemand ahnte, wie nahe dieser Tag war.

Die Geburt Großdeutschlands

Berchtesgaden

Das schicksalsträchtige Jahr 1938 war angebrochen. Der Druck, der auf dem Lande Österreich lag, hatte sich nicht gelockert. Würde das neue Jahr eine für die Nationalsozialisten günstige Entscheidung bringen, oder würden sie weiterhin als ein fremder Volksteil angesehen und behandelt werden? War es nicht so, als ob man unter einer fremden Besatzung lebte?

Während Schuschnigg nicht daran dachte, irgendeine Wendung zum Besseren eintreten zu lassen, wurde die wirtschaftliche Lage schlechter, die Verbrauchskraft des einzelnen sank noch tiefer. Ein großer Teil des Volkes lebte in bitterster Armut, das graue Elend ging um und viele Menschen hatten schon lange die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verloren. Die Finanzpolitik des Staates rächte sich furchtbar. Man verwandte jeden Schilling, der erübrigt werden konnte, auf die Rückzahlung fremder Schulden und es war dank des Währungsverfalles in Frankreich, England und der Schweiz auch gelungen, fast die Hälfte der auswärtigen Schuld in der Zeit von 1933 bis Ende 1937 abzudecken. Dies geschah keineswegs aus eigener Kraft, man lebte von einer gewissen Konjunktur, die sich aus den Handelsbeziehungen zu Deutschland und Italien ergab. Weiter wurden diese Gelder buchstäblich auf Kosten einer leidenden Bevölkerung zurückgezahlt. Das Volk hungerte, — aber man zahlte. Man mußte zahlen, weil man vom Auslande abhängig war und weil der Regierung vor allen Dingen daran gelegen war, die trügerische Behauptung von der Lebensfähigkeit Österreichs aufrecht zu erhalten. Eine wahrhaft lügnerische Behauptung, die mit dem vollständigen Ruin des letzten Volkswohlstandes enden mußte.

Es wurden zum Auslande lebhafte Beziehungen unterhalten und neue geknüpft. All diese Besprechungen, die gepflogen wurden, waren vor allem deutschfeindlich. Unterirdische Wühlereien gegen das Reich wurden eingefädelt und es wurde versucht, in einigen gewichtigen Staaten die Stimmung gegen Deutschland zu verschlechtern. Man scheute sich nicht, dem Auslande Material gegen das Reich zu liefern und man log, um die Hilfe gewisser ausländischer Staaten gegen uns und für den „Österreichischen Menschen" zu mobilisieren, den es gar nicht gab.

Da kam im Februar die Einladung des Führers.

Die Besprechung des Führers mit dem damaligen Bundeskanzler Schuschnigg auf dem Obersalzberg war von langer Dauer. Adolf Hitler war sehr ernst, als er Schuschnigg auseinandersetzte, daß ein Regime, dem jede Legalität fehlte und das im Grunde nur durch die Gewalt regiere, auf die Dauer in immer größere Konflikte zu jenem Volkswillen geraten müsse, der diesen Tendenzen schroff gegenüberstehe. Der Führer bemühte sich lange, Schuschnigg die Augen über den falschen Kurs, den dieser steuerte, zu öffnen. Er erklärte unter anderem, daß diese Entwicklung auf der einen Seite zu einer immer stärkeren Ablehnung, und auf der anderen Seite zu einer immer stärkeren Vergewaltigung führen müsse. Aber im Hinblick auf die wiedererstandene Großmacht Deutschland würden auf die Dauer revolutionäre Erhebungen unmöglich ausbleiben Die Folge könnte unter diesen Umständen immer nur eine weitere Steigerung des Terrors sein. Endlich müsse dann ein Zustand eintreten, der es einer Großmacht mit nationalem Gefühl unmöglich machen würde, noch länger zuzusehn, oder sich gar als desinteressiert zu erklären.

Weiter erklärte Adolf Hitler, daß es keinen deutschgeborenen Österreicher von nationalem Anstand

und Ehrgefühl gebe, der nicht im tiefsten Herzen den Zusammenschluß mit dem deutschen Volke herbeisehne und anstrebe.
Er bat den damaligen Bundeskanzler, Deutschösterreich, dem Deutschen Reich und sich selbst eine Situation zu ersparen, die früher oder später zu den ernstesten Auseinandersetzungen führen müsse. Und er schlug ihm einen Weg vor, der zu einer allmählichen inneren Entspannung und zu einer langsamen Aussöhnung nicht nur zwischen den Menschen in Österreich selbst, sondern auch zwischen den beiden deutschen Staaten führen müsse.
Zugleich wurde Schuschnigg eindringlich darauf aufmerksam gemacht, daß dies der letzte Versuch sei, den der Führer unternehme. Er sei vielmehr entschlossen, im Falle eines Mißlingens dieses Versuches, die Rechte des deutschen Volkes in seiner Heimat mit jenen Mitteln wahrzunehmen, die auf dieser Erde seit jeher immer dann allein noch übrig geblieben wären, wenn sich die menschliche Einsicht dem Gebote der normalen Gerechtigkeit verschloß.
Der Bundeskanzler Schuschnigg versprach, einen neuen Weg einzuschlagen und den Nationalsozialisten Österreichs Gerechtigkeit und Anteil an der Staatsführung zuzugestehen.
War er gewillt, das Versprechen zu halten?
Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Schuschnigg, zwar niedergeschlagen, noch nicht den deutschen Boden verlassen hatte, als er schon fest entschlossen war, sein Versprechen nicht zu halten. Ja, er glaubte nicht an die Versicherung des Führers und schon damals mochte der Gedanke in ihm aufgekeimt sein, einen verwegenen Gegenschlag zu führen. Es wurde erzählt, daß er in gedrückter Stimmung vom Obersalzberg zurückkehrte, aber er glaubte an sich und an Mächte, die er hilfsbereit hinter sich wähnte und darum dachte er nicht daran, die eingegangenen Verpflichtungen zu halten. Dies zeigte sich auch in der Regierungsumbildung, gegen die sich Miklas lange gesträubt hatte, wie gegen das Abkommen überhaupt. Die Stellung Seyß-Inquarts wurde durch Hinzunahme neuer Systemminister und durch die Betrauung Skubls eingeschränkt.
Das Ergebnis der Abmachungen wurde „Deutscher Friede" genannt in jenem Augenblicke, als Schuschnigg den Krieg vorbereitete.

Der Verrat

Konnte es einen eindeutigeren Beweis für Hitlers ehrlichen Willen geben als seine große Rede vor dem Reichstage, die er am Sonntag, dem 20. Februar, hielt. Es gab aber auch keinen besseren Beweis für die Hinterhältigkeit Schuschniggs als dessen Antwort, die er einige Tage später zum Erstaunen aller gab. Hitler nannte sich an jenem denkwürdigen Tage in der Krolloper glücklich, mitteilen zu können, daß mit Österreich eine neue Verständigung erzielt worden sei.
Der Führer stellte fest, daß seine Auffassungen auch jenen Schuschniggs entsprochen hätten und er teilte mit, daß eine große Befriedungsaktion durch eine Generalamnestie eintreten werde. Zwischen beiden Staaten werde ein engeres, freundschaftlicheres Verhältnis auf den verschiedenen Gebieten einer politischen, personellen und sachlich wirtschaftlichen Zusammenarbeit eintreten. Dies alles wäre eine Ergänzung im Rahmen des Abkommens vom 11. Juli.
Er dankte darauf Schuschnigg für das große Verständnis und die warmherzige Bereitwilligkeit, mit der dieser sich bemüht habe, gemeinsam mit dem Führer einen Weg zu finden, der ebenso im Interesse der beiden Länder, als auch im Interesse des gesamten deutschen Volkes liege.
Diese Worte konnten nur aus dem Munde eines Staatsmannes kommen, der von der Aufrichtigkeit des Vertragspartners überzeugt war. Aber Schuschnigg dachte anders und es sollte sich bald zeigen, daß er durchaus nicht gewillt war, die Vereinbarungen zu halten.
Am 21. Februar wurde von Wien aus ein allgemeines Versammlungsverbot erlassen. Es sollte ein Zusammenstoß zwischen der Exekutive und den nationalsozialistischen Formationen vermieden

werden. Seyß-Inquart stimmte diesem Versammlungsverbote zu, da ihm die Zeit für eine Entscheidung noch nicht reif schien.
Gegen die große Begeisterung in Stadt und Land nach der Führerrede wäre die Polizei machtlos gewesen. Es kam auch nirgendwo zu Reibereien, ausgenommen in Graz, wo plötzlich Kommunisten auftauchten und vier Nationalsozialisten durch Messerstiche schwer verletzten.
Einen Tag später erließ der damalige Bundesminister für Sicherheitswesen, Seyß-Inquart, einen Aufruf, der zur Sammlung und Disziplin aufforderte. Dieser Aufruf war wegen der Durchführung des Berchtesgadener Abkommens notwendig, da maßgebende Kreise der Vaterländischen Front es nicht einhalten wollten. Er sprach hier als Nationalsozialist und er bat die Nationalsozialisten um Disziplin, damit der österreichische Nationalsozialist auch möglichst bald an dem vorgesehenen Aufbau in legaler Form mitarbeite. Friede und nicht Kampf sei die allgemeine Parole und die Nationalsozialisten müßten von Anfang an ihre Aufgabe darin sehen, in diesen österreichischen Staat und seine Einrichtungen hineinzugehen, nicht um ihn zu bekämpfen, sondern um daran mitzuwirken. Es sei nicht an der Zeit, Feste zu feiern, sondern das Gebot der Stunde verlange ernste Geschlossenheit und eiserne Disziplin.
Während dieser Tage verhielt sich Schuschnigg innerhalb des Kabinettes unsicher und schwankend. Man wußte, daß er im Ausland um Unterstützung nachgesucht hatte.
Am 24. Februar befand sich Wien, das Land und auch das Reich in größter Spannung. Schuschniggs Rede sollte auch vom Reiche auf die Sender übernommen werden. Was würde er sagen? An diesem Tage, der eine große historische Wendung ankündigte, hatte Wien rot-weiß-rot geflaggt. Das Kruckenkreuz, als Symbol der Vaterländischen Front, tauchte überall auf.
An der Front des Parlamentgebäudes, dem in wenigen Wochen ein anderes Schicksal bevorstand, war ein mächtiges Kruckenkreuz angebracht worden. Die Sitzung war in den großen Saal des ehemaligen Abgeordnetenhauses verlegt worden. Man hatte diesen Saal seit dem Zusammenbruch der Monarchie nicht mehr benützt. Seine Stirnwand war ebenfalls mit einem riesigen Kruckenkreuz versehen worden, das auf rot-weiß-rotem Tuche angebracht worden war. Über dem Symbol der Vaterländischen Front schwebte der österreichische Doppeladler.
Man hatte die Wände in der Nähe der Rednertribüne und der Ministerbank mit Blumen geschmückt. Neben der Tribüne stand die Führerstandarte mit dem Kruckenkreuz. Der Saal war mit Abgeordneten, und vor allem von Mitgliedern der Vaterländischen Front, gefüllt. Das diplomatische Korps war fast vollständig versammelt, der scheidende Botschafter von Papen war auch anwesend.
In der Nähe der Anfahrt hatten sich Sturmkorps und Militär aufgestellt. Die Fahnenabordnungen der Vaterländischen Front hatten auf der Rampe Aufstellung genommen. Schuschnigg erschien, er war in der Uniform der Vaterländischen Front, und er wurde von seinen Anhängern stürmisch begrüßt. Dann hielt er seine erwartete Friedensrede.
Es war die Rede eines von allen guten Geistern verlassenen Mannes. Jeder, der diese versteckte Kampfansage am Radio hörte, war erstaunt über den herausfordernden und ironisierenden Ton einer Rede, die nicht nur provokatorisch, sondern auch beleidigend wirkte. War nicht der deutsche Friede geschlossen worden und was ging hier vor? Aus Erstaunen und Zweifel wurden Ärger und Zorn.
Fair hatte der Führer und Kanzler der Deutschen gesprochen, er hatte Schuschnigg die Hand zur Versöhnung gereicht und dieser griff mit kaum verhüllter Bosheit an und beschwor Dinge, die in diesem Rahmen und Zusammenhang nur als Gehässigkeit gegen die Führung des Reiches ausgelegt werden konnten.
Schuschnigg schien entweder den Verstand verloren oder die Bajonette eines Erdteils hinter sich zu haben.

Seine Ausführungen ließen nicht den geringsten Zweifel an seiner Haltung und an seinen Absichten. Er betrachtete das Berchtesgadener Abkommen als nicht vorhanden, gegen die Mitarbeit der Nationalsozialisten baute er so viele, diese beschämende und hindernde Sicherungen ein, daß sich eher ein Rückschritt als ein Fortschritt in der Befriedung abzeichnete.
Hier im großen Saale zeigte sich der Schüler seiner Lehrer in seiner wahren Gestalt. Jeder, der diese Rede hörte, wußte, daß Schuschnigg nicht gesonnen war, den Weg der Verständigung zu gehen, er wollte den Krieg, den Kampf gegen alle, die anders dachten als er.
Kein Wunder, daß diese Rede in den österreichischen Nationalsozialisten Beklemmung und Entsetzen, Entrüstung und Zorn entfachte. Die lauschende Volksmenge in den Städten und Dörfern machte auch keinen Hehl aus ihrer Stimmung und Pfui-Rufe gegen Schuschnigg wechselten mit donnernden Sieg-Heil-Rufen auf Deutschland und Adolf Hitler. Nach der Rede kam es in Wien zu Zusammenstößen und die Polizei griff ein. Schuschnigg aber glaubte, einen großen Erfolg davongetragen zu haben und er holte zum zweiten Schlage aus, der den Nationalsozialismus tödlich treffen sollte.
Noch während der Vorarbeiten fiel er in seine eigene Grube.

„Mannder, 's ischt Zeit" — Der Sturz in die Tiefe

Bis in das letzte werden die Beweggründe wohl nie aufgedeckt werden können, die Schuschnigg bei seinen wahnwitzigen Handlungen leiteten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er den ernsten und bestimmten Worten des Kanzlers keinen restlosen Glauben beimaß, obgleich sie auf ihn einen sichtbaren Eindruck machten. Es kann aber auch angenommen werden, daß er an außenpolitische Rückendeckungen glaubte, die in Phantome zerfließen sollten. Und über diese allerletzten Verhandlungen und Besprechungen wurden kaum Akten noch schriftliche Berichte irgendwelcher Art angelegt. Sicher aber ist, daß Schuschnigg wiederholt mit dem Auslande verhandelte, doch er sprach sich selbst Freunden gegenüber wenig aus. Seine Stimmung war schwankend.
Jeder, der die Rede Schuschniggs gehört hatte, fühlte, daß sie von schwerwiegenden Folgen begleitet sein mußte. Österreich war mit einem Schlage in den Mittelpunkt des Weltinteresses gerückt. Es fiel aber auf, daß zum Beispiel der französische Rundfunk die Rede Schuschniggs zwar eine „mutige" nannte, aber sich sonst irgend einer Stellungnahme enthielt.
Die Beunruhigung in Österreich aber wuchs von Stunde zu Stunde. In Steiermark, dem Geburtslande des steirischen Heimatschutzes, äußerte sich die Ungewißheit in großen Demonstrationen, zu deren Unterdrückung sogar Militär eingesetzt wurde. Die Atmosphäre wurde gewitterschwül, jeder ahnte, daß Entladungen bevorstanden.
Am Sonntag, dem 27. Februar, sprach Schuschnigg mit seinem Stellvertreter, Zernatto, zur Vaterländischen Front Niederösterreichs und übertrug in vier Fällen Landeshauptmännern die Funktionen von Landesführern der Vaterländischen Front, um ein starkes Gegengewicht gegen die zentral aufgebaute Leitung der volkspolitischen Referate zu erhalten, die Seyß-Inquart in Personalunion mit dem Sicherheitsministerium inne hatte.
Wenn auch vom Bundeskanzleramt Erklärungen abgegeben wurden, im Lande herrsche Ruhe, so war dies damals schon nicht mehr der Fall. Es war auch kein Wunder, die Nerven der Bevölkerung waren in der Tat auf das äußerste angespannt; und es blieb nicht aus, daß der dumpfe unheilschwangere Druck nach Ventilen suchte. Damals war das Tragen des Hakenkreuzes und der parteiamtlichen Abzeichen der NSDAP. streng verboten. Die Hakenkreuzflagge durfte auch nur mit gewissen Ausnahmen gezeigt werden.
Am 5. März, einem Samstag, sprach der neue Innenminister Seyß-Inquart zum ersten Male in Linz über Österreichs deutschen Weg. Er hat sich mit jener Rede, die wie ein Flammenzeichen

über Österreich aufleuchtete, zum kommenden Bundeskanzler qualifiziert. Er betonte in dieser entscheidenden Rede, daß das Abkommen vom 12. Februar dem einzelnen Nationalsozialisten die volle politische und weltanschauliche Freiheit und den Nationalsozialisten die Gleichberechtigung mit allen anderen Gruppen im Rahmen der sonst gültigen Gesetze gebracht habe, wobei festgehalten werden solle, daß die Vaterländische Front die Organisation der politischen Willensbildung in Österreich wäre. Nach wie vor aber blieb die parteipolitische Organisation der Nationalsozialisten verboten. Die illegale Tätigkeit wäre einzustellen.

Als Anfang März in den Zeitungen die Ankündigung erschien, Schuschnigg werde demnächst eine wichtige Rede halten, wuchs die Unruhe. Was würde er sagen, was hatte er vor? Am Mittwoch, dem 9. März, hielt Schuschnigg seine Rede — es sollte die letzte sein.

Schon ungefähr eine Woche vor dieser Rede liefen Gerüchte um, Schuschnigg plane eine Volksabstimmung in ganz kurzer Zeit. Aber man konnte nicht glauben, daß an diesen Meldungen auch nur ein einziges wahres Wort wäre. Am Dienstag, dem 8. März, wurden die Meldungen ernster, denn aus Druckereien wurde berichtet, daß Drucksachen vorbereitet würden, die mit einer Volksabstimmung im Zusammenhange stünden.

Der Innsbrucker Mittwoch brachte Klarheit.

Schuschnigg sprach, seine Rede war der endgültige Bruch der Berchtesgadener Abmachungen. „Wir wollen", so sagte er, „ein freies und unabhängiges Österreich, wir wollen ein unabhängiges und soziales Österreich, wir wollen ein christliches und einiges Österreich."

Dann sprach er vom Berchtesgadener Abkommen, das er halten wolle. „Aber jetzt muß ich wissen," rief er aus, „jetzt will ich wissen, ob das Volk von Österreich dieses freie und deutsche und unabhängige und soziale, christliche und einige, dabei keine Parteienzerklüftung duldende Vaterland will ... das muß ich jetzt wissen, und darum, Landsleute und Österreicher, Männer und Frauen, rufe ich Sie in dieser Stunde auf: Am nächsten Sonntag, am 13. März, machen wir Volksbefragen!"

Schuschnigg wandte am Schluß seiner Rede das Zitat Andreas Hofers an, das 1809, als der Sturm gegen den Feind, die Franzosen, ausbrach, von den Tiroler Freiheitskämpfern gebraucht wurde: „Mannder, 's ischt Zeit!"

Als ob jetzt Deutschland der Erbfeind wäre, klangen diese Worte, und sie waren auch gegen Deutschland gerichtet.

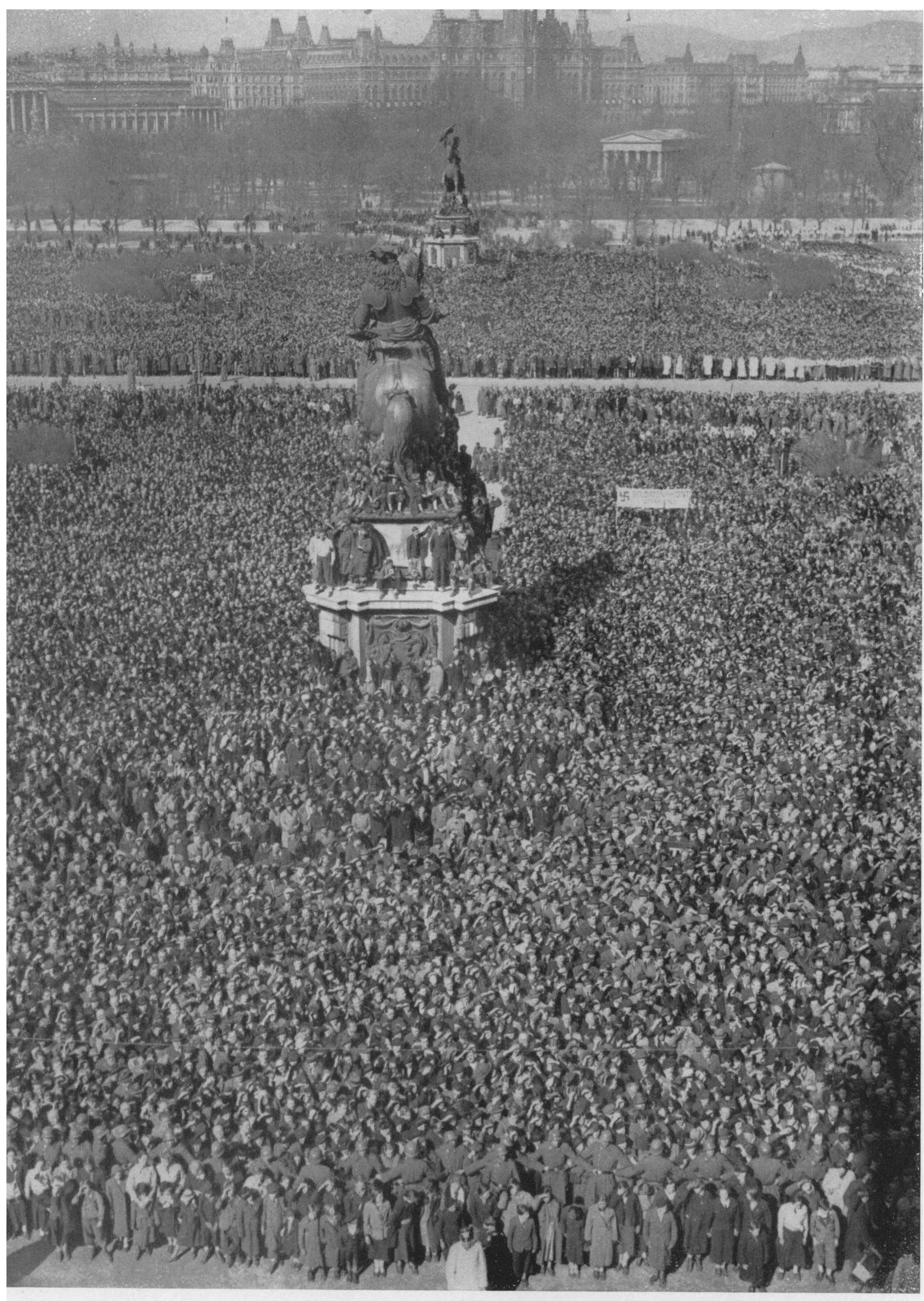
Zugleich wurde amtlich der Aufruf Schuschniggs zur Wahl bekanntgegeben.

Als zugleich die Durchführungsbestimmungen zu diesem Wahlaufruf erschienen, da wußte auch jeder, was geplant war. Die Bestimmungen waren so abgefaßt, daß von einer freien, unbeeinflußten Volksabstimmung keine Rede sein konnte. Sie sollte offensichtlich und ganz unter dem Druck und Terror der Vaterländischen Front durchgeführt werden. Die letzten Wahllisten stammten aus dem Jahre 1930, in drei Tagen sollte die Volksbefragung durchgeführt werden. Bei der Unvollkommenheit der Wahllisten und der Art der Durchführungsbestimmungen war jeder Schiebung hier Tür und Tor geöffnet. Diese Wahl war gegen das Reich und gegen den österreichischen Nationalsozialismus gerichtet und sollte all jenen dunklen Kräften dienen, die aus Österreich eine Filiale fremder Mächte machen wollten. Die Krönung ihrer Arbeit sollte eben diese Wahl darstellen.

Schuschnigg wollte mit Hilfe dieser Wahl die nationale Opposition endgültig ausrotten. Es mag sein, daß er die Nationalsozialisten ziffernmäßig unterschätzte. Das wäre auch belanglos. Er war aber der Mann des blutigen Terrors, er besaß die Macht, er besaß die bewaffnete Exekutive und er war gewillt, sie rücksichtslos einzusetzen. Seine Gedankengänge waren die: die Wahl vom 13. März mußte unter allen Umständen und mit allen Mitteln zu einer hochprozentigen Vertrauenskundgebung für die Regierung durchgeschoben und durchgelogen werden.

Es war gar nicht schwer, dieses Ziel zu erreichen, dafür würde schon die Vaterländische Front sorgen. Die Fragestellung war so gewählt, daß jeder, der mit „Nein" stimmte oder nicht wählte, in den Augen der Machthaber und vor dem Willkürgesetz zum Hochverräter werden mußte.
Mit diesem „überwältigenden Ergebnis" wollte Schuschnigg dann gewaltig auftreten und vor Europa den starken Mann spielen. Er wollte der Welt zeigen, wie sehr das Volk die Regierung liebe und stütze, während nur eine kleine unruhige nationalsozialistische Minderheit vorhanden sei. Da diese aber den inneren Frieden und Wiederaufbau störe, müsse mit ihr endgültig und für immer ein Ende gemacht werden. Diese „Wahlergebnisse" würden ihn, so glaubte Schuschnigg, legitimieren, zu einer neuen Terrorwelle legitimieren, die alles Dagewesene in den Schatten stellen würde. Das mag der Plan dieses Mannes gewesen sein, der sich so weit von Österreichs deutscher Sendung entfernt hatte, daß er das Reich als einen viel größeren Feind empfand als selbst die Vertragsgegner von Saint Germain.
Er hatte sich nicht nur zum Status quo bekannt, er kämpfte jetzt um ihn, genau so wie an der Saar ein Hoffmann und Braun. Er wußte wie jene, daß ein Status quo solche Länder wie die Saar und Österreich zwangsläufig zu einer immer engeren Anlehnung an eine fremde Macht führen mußte.
Die österreichischen Nationalsozialisten aber durchschauten das beabsichtigte Manöver. Man wollte sie mit Hilfe des Stimmzettels vernichten. Ein Kampf auf Leben und Tod würde beginnen, der Bürgerkrieg stand vor der Tür.
Proteste und Demonstrationen folgten, die Atmosphäre war mit jenem Unsagbaren geschwängert, mit jenem Unsichtbaren, von dem jeder weiß und dessen Explosion jeder erwartet. Plötzlich waren auch die Kommunisten da, wie immer bereit, im Trüben zu fischen und über die verhaßten Nationalsozialisten herzufallen.
Welch eine überraschend schöne Aussicht für sie. Das Land schien vor dem Bürgerkrieg zu stehen, aus dem Kampfe aber konnten sie mit Gewinn hervorgehen. Und die Überfälle auf Nationalsozialisten wurden immer zahlreicher, jede Stunde trieb auf die Entscheidung zu.
Was tat in dieser kritischen Zeit die nationalsozialistische Leitung?
Noch am Mittwoch, nachdem die Absichten Schuschniggs bekannt geworden waren, erschien es notwendig, klare Richtlinien für die Partei herauszugeben. Diese Richtlinien mußten eine klare Ablehnung des ganzen Abstimmungsmanövers enthalten und diese Stellungnahme durfte nicht wieder in die Illegalität führen. Daher wurde ein Artikel verfaßt, der die gesetzlichen und legalen Grundlagen der Wahlenthaltung klarlegte.
Die Richtlinien, die noch am Mittwochabend an die NSDAP. hinausgingen, achteten die gesetzlichen Grundlagen, indem sie den verfassungswidrigen Charakter der Abstimmung bloßlegten und ihre gegen das Berchtesgadener Abkommen gerichtete Tendenz aufdeckten.
In den „Wiener Neueste Nachrichten" erschien dann der Artikel des Staatsrates Dr. Jury. Darin wurde gesagt, daß den Nationalsozialisten wegen der schlechten Durchführungsbestimmungen keine Kontrolle über die Wahl möglich sei. Weder über die Freiheit der Abstimmung noch über die Stimmzählung. Das Fehlen von Wählerlisten und einheitlichen Wahllegitimationen öffne dem Wahlschwindel Tür und Tor. Der Abstimmungsterror habe freie Bahn, um so mehr, als jetzt schon alles andere als das „Ja"-Votum als Verrat an Österreich bezeichnet werde.
Daher, erklärte Jury, müsse aus drei Gründen die Volksabstimmung abgelehnt werden. Einmal wegen ihres verfassungswidrigen Charakters, dann wegen der Ungesetzlichkeit der Befragungsform und endlich wegen des Mangels an Gleichberechtigung bei der Durchführung der Befragung.
Mit dieser Klarstellung, — die Zeitung wurde sofort beschlagnahmt — war das Verhalten der Nationalsozialisten zur Wahl zum ersten Male öffentlich gekennzeichnet.
Mit diesem Artikel, er wurde am Donnerstagabend den Wiener Neuesten Nachrichten zugeleitet,

wurde der unvergeßliche 11. März, ein Freitag, eingeleitet. In der Regierung prallten die Gegensätze hart aufeinander. Seyß-Inquart stand in offenem Kampfe gegen Schuschnigg, der immer schärfere Maßnahmen gegen die lawinenartig anwachsenden Proteste gegen eine verlogene Wahl durchführen wollte. Da er der Grazer Garnison nicht traute, waren schon seit acht Tagen Wiener Truppen dorthin geschickt worden. Der Reservistenjahrgang 1915 wurde einberufen. Es bestand kein Zweifel mehr, daß Schuschnigg mit einem Aufstand rechnete, den er blutig unterdrücken wollte. Sollte letzten Endes seine furchtbare Rechnung doch aufgehen?
Wieder Gerüchte: „Habt ihr gehört, die Volksabstimmung soll verschoben werden!" Vergebens die Freude und vergebens das Warten auf eine Bestätigung; Regierungsstellen dementierten bald das Gerücht. In Wien und in der Provinz trieb die lastende Ungewißheit und das dumpfe Bewußtsein, einer größten Schicksalsentscheidung entgegenzueilen, die Menschen immer wieder auf die Straßen. Noch waren am Donnerstag in Wien die Klebekolonnen Schuschniggs an der Arbeit. Große Wahlzettel wurden überall angeklebt und auf die glatten Platten der Bürgersteige wurden große weiße Kruckenkreuze gemalt. Die Häuserwände wurden mit kleinen Zetteln beklebt, sie trugen die Parole der Vaterländischen Front: „Für Österreich — Ja!"
Die ersten Rotfront-Trupps zeigten sich...
Am Donnerstag aber hatten auch starke nationalsozialistische Straßendemonstrationen das Straßenbild vollständig geändert, sie trugen klar den Charakter einer Kundgebung gegen die Schuschnigg-Wahl. Um die Mittagszeit hatten in der Kärntnerstraße und am Michaeler Platz blutige Zusammenstöße stattgefunden. Trotz des großen Aufgebotes der Polizei bildeten sich am Donnerstagnachmittag wieder große Umzüge und drängten gegen die innere Stadt. Wieder gab es Verletzte. Erst eine Stunde vor Mitternacht gelang es der Polizei, die Demonstranten aus dem Stadtinneren herauszudrängen. Aber in den angrenzenden Bezirken kamen die Menschen in dieser Nacht nicht zur Ruhe.
Die Massen wuchsen, wuchsen.
Am Freitagmorgen war es der Polizei gelungen, eine Sperre um die innere Stadt zu legen. Das Burgtor war für die Durchfahrt gesperrt und die Zugänge zum Bundeskanzleramt waren durch starke Postenketten abgeriegelt worden. Starke Polizeiposten sperrten alle Zugänge zur inneren Stadt.
Aber auch die stärksten Aufgebote nützten nicht viel. Kurz vor der Mittagszeit kam es zu neuen Demonstrationen bei der Oper und in der Kärntnerstraße. Sie waren in der Tat aus dem Boden gewachsen.
Wieder ging die Polizei gegen sie vor.
Am Nachmittag dieses Freitags spitzte sich die Lage zu einer unerträglichen Nervenbelastung zu. Der Bürgermeister Schmitz hatte für Schuschnigg bereits die Marxisten mobilisiert. In den Außenbezirken sammelten sie sich zu Gruppen und ihre Demonstration begann. Sie begann damit, daß Reichsdeutsche geschlagen wurden, man spuckte Andersdenkenden ins Gesicht, und schon stellten sie auch der Regierung ihre ersten Bedingungen. Die Berechtigung zum Tragen der marxistischen drei Pfeile wurde gefordert, ebenso der Rote Gruß.
Während fast ganz Wien auf den Beinen war und jeder den anderen sorgenvoll nach neuen Nachrichten ausforschte, knatterten in den Straßen die Lautsprecher ihre Wahlpropaganda für Schuschnigg, Lautsprecherwagen fuhren vorbei, und am Himmel machten Flugzeuge Propaganda für die Wahl.
Wieder eilten die Gerüchte, gegen vier Uhr nachmittags ging es von Mund zu Mund: die Abstimmung ist verschoben! Jeder wollte etwas Neues wissen und jeder wartete in diesen unerträglichen Stunden auf eine befreiende Nachricht. Wer besaß in diesen Nachmittagsstunden eigentlich die Macht?



Der Führer auf dem Heldenplatz in Wien

Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs
mit dem Deutschen Reich.
Vom 13. März 1938.

Die Reichsregierung hat das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

Artikel I

Das von der Österreichischen Bundesregierung beschlossene Bundesverfassungsgesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich vom 13.März 1938 wird hiermit Deutsches Reichsgesetz; es hat folgenden Wortlaut:

"Auf Grund des Artikels III Abs.2 des Bundesverfassungsgesetzes über außerordentliche Maßnahmen im Bereich der Verfassung B.G. Blatt I Nr.255 1934, hat die Bundesregierung beschlossen:

Artikel I : Österreich ist ein Land des Deutschen Reiches.

Artikel II: Sonnt
freie und geheime Volk
alten deutschen Männer
dervereinigung mit dem

Artikel III: Bei
Mehrheit der abgegeben

Artikel IV: Die z
tikels II dieses Bunde
Vorschriften werden du

Artikel V : Diese
Tage seiner Kundmachun

Mit der Vollziehu
ist die Bundesregierun

Wien, den 13. Mär

Arti

Das derzeit in Ös
auf weiteres in Kraft.

Österreich erfolgt durch den Führer und Reichskanzler oder den von ihm hierzu ermächtigten Reichsminister.

Artikel III

Der Reichsminister des Innern wird ermächtigt, im Einvernehmen mit den beteiligten Reichsministern die zur Durchführung und Ergänzung dieses Gesetzes erforderlichen Rechts- und Verwaltungsvorschriften zu erlassen.

Artikel IV

Das Gesetz tritt am Tage seiner Verkündung in Kraft.

L i n z, den 13. März 1938.

Der Führer und Reichskanzler

Der Reichsminister der Luftfahrt

Generalfeldmarschall

Der Reichsminister des Innern

Der Reichsminister des Auswärtigen

Der Stellvertreter des Führers

„Österreich ist ein Land des Deutschen Reiches", lt. Gesetz über die Wiedervereinigung vom 13. März 1938

Da, es war gegen 6.15 Uhr nachmittags, als der Rundfunk die folgenreiche Botschaft verkündete: Die für den 13. März angekündigte Volksabstimmung wird auf unbestimmte Zeit verschoben! Etwas Großes war geschehen. Die Regierung hatte kapituliert.
Endlich deutete sich nach fünfjährigem Kampfe und einer Duldung ohnegleichen der Umschwung an. Ehe Schuschnigg dieser Beschluß abgerungen werden konnte, waren innerhalb der Regierung harte Kämpfe ausgefochten worden. Noch am Vormittag hatte der Bundeskanzler eine Verschiebung der Wahl auf das Entschiedenste abgelehnt. Darauf verlangten Seyß-Inquart und Glaise-Horstenau, der wieder in Wien eingetroffen war, die Ausschreibung einer verfassungsmäßigen Wahl, die nach drei Wochen durchgeführt werden sollte. Sie erklärten, sonst aus der Regierung austreten zu müssen.
Nach einer Rücksprache auf der Landesleitung der NSDAP. gegen Mittag wurde festgelegt, daß Seyß-Inquart ein bis zwei Uhr nachmittags befristetes Ultimatum an Schuschnigg abgeben sollte. Darin wurde eine verfassungsmäßige Wahl verlangt, sonst sollten die beiden Minister zurücktreten. Sollte Schuschnigg die Aufforderung nicht annehmen, dann wollte man einen Aufruf an das deutsche Volk erlassen.
Um zwei Uhr begann der Ministerrat unter Schuschnigg. Daher wurde der Endtermin des Ultimatums auf drei Uhr verlegt. Die SA. und ᛋᛋ bezogen die ihnen zugewiesenen Posten. Klausner und Jury begaben sich als Landesleiter an einen vor dem Zugriff der Polizei sicheren Ort, um als höchste Träger der Bewegung in Österreich schlagbereit zu bleiben.
Kurz vor drei Uhr kam dann aus dem Bundeskanzleramt die Meldung, daß Schuschnigg die Volksabstimmung abgesetzt, jedoch keine neue festgesetzt habe.
Wie schnell veränderte sich jetzt wieder das Straßenbild. Blitzschnell verschwanden die Kruckenkreuzabzeichen von den Rockaufschlägen, noch hingen die überlebensgroßen Schuschniggköpfe an den Plakatsäulen, aber unter ihnen wurde bereits die neue Zeit geboren. Aus den Fenstern der Privathäuser wurden zum ersten Male Hakenkreuzfahnen gehißt. Zum ersten Male flatterte in Wien überall das blutrote Tuch mit dem schwarzen Hakenkreuz im weißen Kreis im Winde. Woher kamen auf einmal die vielen Fahnen? Sie waren da. Schon lange tragen die Menschen in den Straßen das Hakenkreuz, eben noch von den Pfui- und Niederrufen der Marxisten beschimpft, die sich mit den Emblemen Moskaus: Hammer und Sichel, versehen hatten.
Gegen acht Uhr abends war die innere Stadt von gewaltigen nationalsozialistischen Demonstrationen erfüllt. Um diese Zeit drang Schuschniggs Stimme geisterhaft durch den Äther — es war das letzte Mal. Schuschnigg hatte gegen fünf Uhr abends dem Bundespräsidenten seine Demission angeboten, die dieser zunächst nicht angenommen hatte; kurz darauf trat Schuschnigg zum zweiten Male zurück.
Schuschnigg nahm über den Rundfunk Abschied von seinen Leuten. Es war dies auch sein letzter skrupelloser Verrat am deutschen Volke, denn er forderte durch seine Art der Darstellung der Geschehnisse das Ausland zum Eingreifen auf. Was er sagte, war nicht wahr. So erklärte er unter anderem, daß die deutsche Reichsregierung vom österreichischen Bundespräsidenten in einem befristeten Ultimatum die Bildung einer neuen Bundesregierung verlangt hätte.
Dies stimmte nicht, es wurde zwar ein Ultimatum gestellt, aber dieses ging von österreichischen Stellen aus und es waren österreichische Minister, die im Hinblick auf die bedrohliche Lage, die in jedem Augenblick in den Bürgerkrieg ausarten konnte, Schuschnigg aufforderten, zurückzutreten. Weiter behauptete Schuschnigg, daß es erfunden sei, wenn erklärt würde, in Österreich seien Unruhen ausgebrochen und die Regierung sei nicht Herr der Lage. In Wirklichkeit waren um diese Zeit im ganzen Lande zahllose Zusammenstöße erfolgt, die den Auftakt zu größten Auseinandersetzungen bilden mußten. Schmitz hatte überdies die kommunistischen Betriebszellen bewaffnet. Die „Abschiedsworte" Schuschniggs gingen in einem Freudenrausch unter. Schusch-

nigg, der Inbegriff des Unheils, war nicht mehr Kanzler. Volksmassen bildeten sich und setzten sich in Bewegung und sie zogen singend und jubelnd durch die Straßen. Das Haus der Vaterländischen Front wurde besetzt und das riesige Kruckenkreuz fiel, auf dem Gebäude ging die Hakenkreuzfahne hoch.
Hunderttausende zogen jetzt mit freuderfüllten Herzen durch die Straßen. Die ersten geschlossenen Formationen der SS und SA. tauchten auf, sie waren nur mit Andeutungen von Uniformen versehen. Die Polizei hob die Hand zum Deutschen Gruße. Das ganze Volk zog an diesem denkwürdigen Abend durch die Stadt. „Österreich ist frei!" verkündeten riesige, schnell gezimmerte Transparente.
Vor dem Bundeskanzleramt staute sich die fackeltragende Menge. SA.-Leute erkletterten den Balkon an der Front des Bundeskanzleramtes und entrollten unter dem unbeschreiblichen Jubel einer zehntausendköpfigen Menschenmenge eine große Hakenkreuzfahne. Kurz darauf erschien Bundesminister Seyß-Inquart, der eine kurze Ansprache hielt; er schloß mit der Mahnung zur Ordnung und Disziplin. Die Menge antwortete mit dem Deutschlandlied.
Überall, überall Hakenkreuzfahnen, am Rathaus, auf den Plätzen, an den Häuserfronten. Mitternacht war vorüber, als Staatsrat Dr. Jury die Regierungsliste verkündete.

Die neue Regierung forderte dann in folgendem Telegramm die Entsendung deutscher Truppen:

> Die provisorische österreichische Regierung, die nach der Demission der Regierung Schuschnigg ihre Aufgabe darin sieht, die Ruhe und Ordnung in Österreich wieder herzustellen, richtet an die deutsche Regierung die dringende Bitte, sie in ihrer Aufgabe zu unterstützen und ihr zu helfen, Blutvergießen zu verhindern. Zu diesem Zweck bittet sie die deutsche Regierung um baldmöglichste Entsendung deutscher Truppen. Seyß-Inquart.

Dieser Hilferuf nach Berlin wurde nicht ohne zwingende Gründe erlassen. Der Bürgermeister Schmitz hatte die Roten Betriebsmilizen bewaffnet und damit standen Mord und Chaos vor der Türe. Außerordentliche Zeiten aber erforderten noch immer außerordentliche Maßnahmen. Sowohl der innere als auch der äußere Friede standen auf dem Spiel. Es mußte sofort eine machtvolle Aktivität gezeigt werden, die zugleich über den alten innerösterreichischen Gegensätzen stand. Die Gefahr einer nichtdeutschen Einmischung, auf die sich Schuschnigg verlassen und die von Schmitz provoziert wurde, war in jenen kritischen Stunden sehr groß.
Der Nationalsozialismus in Österreich befand sich in einem Freudenrausch und zugleich in einer psychologischen Verfassung, die ihm die ruhige Überlegung nehmen konnte. Kein Wunder. Man war fünf Jahre lang den Leidensweg beispielloser Verfolgungen und Demütigungen gegangen. Oft hatte man nicht mehr auf das Wunder gehofft.
Jetzt war das große Wunder über Nacht gekommen, Österreich war nationalsozialistisch. Konnte man es aber jenen Menschen, die so viel gelitten hatten, verdenken, wenn sich in ihnen der Wunsch nach Abrechnung regte? Sie hatten zuviel mitgemacht und sie wären keine Menschen gewesen, wenn ihnen der Gedanke an Vergeltung nicht gekommen wäre.
Hier war der Nachbar, der sich schnell ein riesiges Hakenkreuz an die Frontbrust geheftet hatte, just da, wo vor einer Stunde noch das Kruckenkreuz geglänzt hatte. Dieser Nachbar aber hatte denunziert und manchen ins Gefängnis gebracht. Jener dort trug die Schuld an dem Ruin einer Familie, dieser hatte einst Nationalsozialisten unmenschlich mißhandelt. In jenem Verhörlokal war Grausiges geschehen und man kannte die Täter. Mußte nicht ihre Anwesenheit allein schon zu einer furchtbaren Abrechnung führen? Es schien, als ob ein übermenschlicher Wille dazu gehöre, nicht über die Peiniger von einst herzufallen und gleiches mit gleichem zu vergelten. Daher konnte auch hier der Einmarsch deutscher Truppen nur beruhigend wirken.

Die Übernahme der Macht ging dann fleckenlos vonstatten und der Einmarsch deutscher Truppen rettete vielen Peinigern das Leben. Die Nationalsozialisten Österreichs aber fügten sich der Disziplin in wahrhaft herrlicher Weise. Es floß kein Blut. Auch in den Bundesländern wurde die Befreiung von der illegalen Diktatur zuerst als ein schöner Traum empfunden, alles schien zu schön zu sein.

In Graz stand der Freitagmorgen noch im Zeichen der Schuschniggwahl. In dieser Hochburg des Nationalsozialismus ließ sich das Volk aber nicht mehr den Ausdruck seiner wahren Gesinnung verwehren. Die ganze Stadt befand sich in Aufruhr. Große Menschenmengen durchzogen die Straßen, sie sangen nationale Lieder und sie trugen die Fahnen des Dritten Reiches.

Zugleich aber fuhren Mitglieder der Vaterländischen Front und ehemalige Heimwehrleute durch die Straßen und streuten noch Zettel mit den Wahlparolen Schuschniggs aus. Die Lage spitzte sich zu und jeden Augenblick konnte die blutige Auseinandersetzung beginnen. Das Bundesheer wurde eingesetzt, Infanterie und Artillerie marschierten ein und die gesamte Polizei war aufgeboten worden. An Straßenkreuzungen wurden Maschinengewehre in Stellung gebracht. Panzerwagen standen in Bereitschaft und sogar ein dreimotoriges Bombenflugzeug kreiste über Graz und warf Flugblätter für Schuschnigg ab. Die Geschäfte waren geschlossen, man ging fiebernd der Entscheidung entgegen.

Als Schuschniggs Rücktritt bekannt wurde, änderte sich das Bild mit einem Schlage. Die Maschinengewehre verschwanden und auf dem Hauptplatz versammelten sich 60 000 Menschen, die mit Fackeln und Fahnen in den Händen sich durch die Straßen bewegten. Sprechchöre brachten immer wieder Heilrufe auf den Führer aus.

In Klagenfurt hatten schon frühmorgens die Kundgebungen begonnen. Es hatten mehrere Zusammenstöße zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten stattgefunden, dabei waren Schüsse gefallen. Als Schuschniggs Sturz bekannt wurde, kannte die Freude des treuen Kärntner Volkes keine Grenzen mehr und die Umzüge dauerten bis in den Morgen hinein.

Auch in Innsbruck waren die Menschen bereits frühmorgens unterwegs. Zwar sperrte auch hier die Polizei ab, aber die Massen zogen bereits um die Mittagszeit mit Hakenkreuzfahnen und singend durch die Straßen der inneren Stadt. In Sprechchören wurde gegen die Abstimmung am 13. März protestiert, Transparente gegen den 13. März tauchten in den Kolonnen auf. Nur noch das Landhaus und einige öffentliche Gebäude blieben um die Mittagszeit militärisch besetzt, sonst gehörte die Stadt bereits den Nationalsozialisten. Am Nachmittag wurden die letzten polizeilichen Absperrungen zurückgezogen. Um neun Uhr abends wurde die Hakenkreuzfahne auf dem Landhaus gehißt.

Eine Welle des Jubels ging über ganz Österreich, in Stadt und Land waren die Menschen von dem großen Geschehen vollständig berauscht. Ein jahrelanges Sehnen hatte den Beginn seiner Erfüllung gefunden.

Wie hatten sich die Dinge innerhalb der Regierung abgespielt?

Schuschnigg hatte bis zu jenem Nachmittag auf die Hilfe auswärtiger Mächte gerechnet. Er sah sich getäuscht. Die Stellvertreter Klausners, den Schuschnigg verhaften lassen wollte, Globotschnigg, Rainer und Mühlmann, begaben sich in das Bundeskanzleramt. Hier erklärten sie sich mit dem halben Zugeständnis Schuschniggs nicht zufrieden und verlangten die Demission des Kabinetts. Seyß-Inquart wurde über diese Forderung informiert und gegen vier Uhr sprach dieser mit Schuschnigg.

Um fünf Uhr hatte Miklas die Demission Schuschniggs noch nicht angenommen, und draußen wurde die Lage von Stunde zu Stunde bedrohlicher.

Um 8 Uhr abends lehnte Miklas die Demission noch immer ab. Bald darauf wurde aus dem Kreise des Bundeskanzlers geäußert, man sei um dessen Sicherheit besorgt. Selbst Schuschnigg bemühte sich jetzt, Miklas zu der Annahme einer Regierung Seyß-Inquart zu bewegen.

Erst gegen elf Uhr abends wurde Seyß-Inquart mit der Fortführung der Geschäfte betraut und um Mitternacht war die legale Regierung gebildet.
Am Freitag waren SS-Führer Himmler und Gauleiter Bürckel in besonderer Mission in Wien eingetroffen.

Der Sieg über Richelieu

Jener 11. März war für Deutschland ein Tag von größter historischer Bedeutung. Die Bedeutung war so groß, daß wir wegen der Nähe des Erlebnisses nicht alles ganz würdigen können. Zwei Staaten, in denen ein Volk wohnte, hatten sich endlich und nach Jahrhunderten zu einem einzigen Reich gefunden. Welch ein gewaltiger Vorgang; einer jener so seltenen Prozesse der Geschichte vollzog sich ohne einen Schuß. Ein Dualismus, so alt wie der Dreißigjährige Krieg, gefördert durch die weit überlegene Staatskunst eines für Frankreich genialen Kardinals Richelieu, war mit diesem Datum beendet worden. Ein Dualismus, der schädigend und lähmend die frühere staatspolitische Entwicklung des Volkes der Deutschen verhindert hatte, war nicht mehr. Das deutsche Österreich war in letzter Stunde der Verschweizerung entgangen, die Konstruktion des österreichischen Menschen erwies sich als ein Phantom.
Dieser 11. März, ein Freitag, wird der größte Tag der Deutschen sein.
Kardinal Richelieu, Prinzipalminister von Frankreich, einer der klügsten Staatsmänner, die je gelebt haben, hatte vor dreihundert Jahren jene Minen gelegt, die den damals schon recht schwachen Reichskörper in zahlreiche eigenstaatliche Einheiten zersprengen sollte. Es war ihm gelungen, nicht nur den Begriff der „Deutschen Libertäten" zu prägen, sondern ihn auch in die Tat umzusetzen. Aus dem großen und einst so mächtigen Deutschland, dessen Schatten lange auf dem erstarkenden Frankreich lag, gelang es ihm mit Hilfe der deutschen Fürsten-Zwietracht, die dem Sehnen des Volkes zuwiderlief, einen wehrlosen Körper zu schaffen, dessen Glieder sich nicht mehr nach dem Willen des Hauptes bewegten und die daher sich selbst und damit das große Reich lähmten. Deutschland wurde so mehrere Jahrhunderte lang zu jener überaus farbigen Landkarte und der Tummelplatz kleiner Gefühle und machtlosen Gehabens nach außen.
Zwar vermochte Preußen sich später zum großen Staate zu entwickeln, aber auch dieses Land vermochte es nicht, den Dualismus zu überwinden. Nach 1870 wurde das Deutsche Reich, aber nicht Großdeutschland geschaffen.
Noch einmal war Richelieu Sieger, als die Kriegsverträge von Versailles und Trianon unterschrieben wurden. Wieder erstand das gefährliche Wort von der deutschen Libertät, und der verstümmelte Reichskörper wurde von schweren Krisen geschüttelt; aber er hielt stand und seine Einheit konnte nicht zerstört werden. Aber noch immer gehörte Österreich nach dem Willen der Machthaber und Verfasser der Verträge nicht zum Reichsverbande. Abstimmungen zeigten, wie sehr dieses kleine hilflose Land den Anschluß an den Bruderstaat ersehnte. Später versuchten illegale Diktaturen, diesen Willen eines Volkes in ein Status-quo-Österreich umzufälschen. Kardinal Richelieu hätte seine feine weise Hand sicherlich schützend zum Patronat über Österreich gegen Deutschland erhoben.
Jetzt war das Unfaßbare und Traumhafte geschehen. Die hindernden Schlagbäume, die den Weg zur Vereinigung versperrt hatten, waren von den Ereignissen, die stärker waren als Regierungen und Gesetze, niedergerissen und fortgeschwemmt worden. Der Weg der Brüder zu den Brüdern war frei geworden.
Was mußte in jenen Stunden und Tagen im Herzen jenes Mannes vorgehen, an dessen Idee sich das deutsche Volk jenseits der Grenzen entzündet und begeistert hatte, so daß es im Laufe der Zeit, trotz der härtesten Verfolgung, die Kraft fand, die Tore zum Reich weit zu öffnen. Die Kraft seiner Idee war es, die Österreich mit dem Reich vereint hatte.

Die Stunden, die Adolf Hitler während der Nacht zum 12. März durchlebte, mochten zu jenen gehören, die die Geschichte sparsam verteilt und die nur sehr wenigen Staatsmännern während eines langen Lebens geschenkt werden.
So wie sich einst Süddeutschlands staatspolitische Mission mit dem Aufgehen in den Reichsverband erfüllt hatte, so wie sich später jene Preußens im Dritten Reich erfüllte, so war auch Österreichs staatspolitische Mission — nicht die kulturelle — in jener historischen Nacht beendet. Der Begriff Nord-, Süd-, Ostmark war damit zur politischen Einheit geworden, ohne aber damit die geistigen Schattierungen jenes Dreiklanges anzutasten und zu vernichten. Ein farbiges geistiges Eigenleben in einem Staate ist nicht nur gestattet, sondern es wird gewünscht. Wie wenig Österreich Grund hat, zu befürchten, seine geistige Bedeutung und Sendung innerhalb des Reiches zu verlieren, beweist schon der Umstand, daß im alten Reich die außerhalb Berlins liegenden Kulturzentren mit großer Liebe gehegt und mit Sorgfalt ausgebaut werden.
Einst, in den Zeiten großer Not und in jenen Stunden, die so fern der Erfüllung zu liegen schienen, hatte ein unbekannter junger österreichischer Nationalsozialist sich ausgedacht, wie der Führer einst in Österreich empfangen werden würde:

„So wollen wir dich einst begrüßen
In unserem lieben Heimatland:
Wohin du kommst, wird dir zu Füßen
Ein Blumenteppich ausgespannt.
Und an den Fenstern, an den Gängen
Werden die bunten Kränze hängen.
Und höher oben auf den Türmen,
Da sollst du deine Fahnen sehn.
...... Das ganze Land wird widerhallen
Von unserem namenlosen Glück —
Das Deutschlandlied wird froh erschallen ....."

Das, was einst ein junges Herz ersehnt und erträumt hatte, wurde nun Wahrheit. Der Führer kam, ihm flogen die Herzen entgegen und auf seinem Wege waren die frischen Blumen des jungen Frühlings ausgestreut.
Adolf Hitler landete am Samstag, dem 12. März, mit seiner engeren Begleitung auf dem Flugplatz München. Von dort aus wurde die Fahrt nach Österreich angetreten.
Es mochte vier Uhr nachmittags sein, als er an der ehemaligen deutsch-österreichischen Grenze, jener Brücke hielt, die über den Inn zu seiner Geburtsstadt Braunau führt, in der er als Kind gelebt hat. Welch eine Flut von Erinnerungen mochte sein Herz bewegen, als er langsam über die bekannte Brücke fuhr und jenes Land betrat, das ihm so lange verschlossen geblieben und das doch seine Heimat war, an der sein Herz so sehr hing. Wie oft hatte er vom Obersalzberg mit sehnendem Herzen in das verbotene Land geblickt, weit in das Salzburgische hinein. Jetzt war er in seiner Heimat, das war ja alles Wahrheit und kein Traum. Nach Stunden zählte fast noch die Zeit, da er nicht gewußt hatte, welchen Lauf die Dinge nehmen würden, und jetzt war er in seiner Heimat als Vollstrecker einer Sendung. Da lag das bekannte Städtchen, das ihn als Kind gesehen hatte, fast jedes Haus hatte er einst gekannt....
Jetzt kehrte er als der große Sohn seiner Heimat wieder, als Führer des deutschen Volkes und als Sieger über die Idee deutscher Libertäten.
Als er in der Stadt seiner Geburt einzog, läuteten die Glocken von den Türmen ihm den Willkommensgruß entgegen, auf dem Hauptplatz Braunaus erwarteten ihn Zehntausende, deren Jubel kein Ende nehmen wollte. Das waren die alten Straßen noch, die Häuser und alles war so,

wie es einst gewesen war. Langsam glitt der Wagen durch die tosende Menschenmenge, und das Haus tauchte auf, in dem Adolf Hitler geboren wurde. Langsam verschwand die Wagenkolonne aus der Stadt, um den Weg in das freie Österreich fortzusetzen.
In Linz verbreitete sich schon am frühen Nachmittag das Gerücht, daß der Führer die Hauptstadt seines Heimatgaues besuchen werde. Sofort geriet die ganze Stadt in Bewegung. Liedersingend und unter den typisch schnell gerufenen Siegheil-Rufen und fähnchenschwingend, daß dies aussah, wie eine aus tausend Teilen zusammengesetzte schnellbewegliche, blutrote Fläche, strömten die Menschenmassen auf dem Rathausplatz zusammen.
Welch ein Tag des Jubels und der Freude.
Deutsches Militär fuhr vorbei, die braven Feldgrauen wurden immer wieder begrüßt, und manche schmunzelten, wenn sie die schönen Mädchenköpfe sahen, die sich ihnen entgegenbogen.
Ungefähr gegen vier Uhr nachmittags verkündeten die Lautsprecher die baldige Ankunft des Führers. Stunde um Stunde verging, noch immer war Adolf Hitler nicht da. Der Ansager am Mikrophon unterhielt seine Zuhörer während der Wartezeit auf das beste und übte dazu noch Sprechchöre ein. Alles wurde nach seinem Willen so oft wiederholt, bis es auch zu seiner Zufriedenheit klappte; das war ein fröhlicher Ansager. Hier schwammen alle Menschen in Fröhlichkeit und in einem Begeisterungsrausch, wie ihn Linz, so lange es stand, noch nie gesehen hatte. Weit über 60 000 Menschen drängten sich allein auf dem Hauptplatz und sie warteten in die sinkende Nacht hinein auf ihn, den Führer.
Was wurde zu jener Stunde in den Redaktionsstuben der Welt verbreitet? Hieß es nicht in den Zeitungen, deutsches Militär breche in Österreich ein und die armen Bewohner liefen, von einer grenzenlosen Panik erfaßt, davon!
Das schrieb man noch, als ein Ausländer, der englische Journalist Ward Price, der soeben von dem Linzer Flugplatz kam, an das Mikrophon ging und, sein Deutsch entschuldigend, in den Äther erklärte, daß er noch nie eine solche Begeisterung gesehen habe. Das waren in Wirklichkeit jene „flüchtenden" Österreicher, die die Verlogenheit im Ausland erdichtet hatte.
Die Lichter brannten, als Adolf Hitler in Linz eintraf. Ein Jubelmeer brauste an ihm empor, er betrat das Rathaus, und hier befand sich auch sein alter Lehrer. Was jetzt in Linz vor sich ging, war kein Jubel in gewöhnlichem Sinne, das war ein einziger gewaltiger Aufschrei von Menschen, die aus langjähriger und bitterer Knechtschaft überraschend erlöst worden waren. Dann sprach der Führer zum ersten Male auf dem Boden seiner engsten Heimat.
Er sprach, und seine Stimme klang gar seltsam bewegt:

„Ich danke vor allem euch, die ihr hier angetreten seid und die ihr Zeugnis ablegt dafür, daß es nicht der Wille und der Wunsch einiger Wenigen ist, dieses große volksdeutsche Reich zu begründen, sondern, daß es der Wunsch und der Wille des deutschen Volkes selbst ist. Möchten doch an diesem Abend hier einige unserer bekannten internationalen Wahrheitsforscher die Wirklichkeit nicht nur sehen, sondern später auch zugeben. Als ich einst aus dieser Stadt auszog, trug ich in mir genau dasselbe gläubige Bekenntnis, das mich heute erfüllt. Ermessen Sie meine innere Ergriffenheit, nach so langen Jahren dieses gläubige Bekenntnis zur Erfüllung gebracht zu haben.
Wenn die Vorsehung mich einst aus dieser Stadt heraus zur Führung des Reiches berief, dann muß sie mir damit einen Auftrag erteilt haben, und es kann nur ein Auftrag gewesen seine, meine teure Heimat dem Deutschen Reich wiederzugeben. Ich habe an diesen Auftrag geglaubt, habe für ihn gelebt und gekämpft, und ich glaube, ich habe ihn jetzt erfüllt, und ihr seid Zeugen. Und ihr alle seid Zeugen und Bürgen dafür! Ich weiß nicht, an welchem Tage ihr gerufen werdet. Ich hoffe, es ist kein ferner. Dann habt ihr einzustehen mit eurem

eigenen Bekenntnis, und ich glaube, daß ich vor dem ganzen anderen deutschen Volk dann mit Stolz auf meine Heimat werde hinweisen können. Es muß dieses Ergebnis dann der Welt beweisen, daß jeder weitere Versuch, dieses Volk zu zerreißen, ein vergeblicher sein wird. So wie ihr dann verpflichtet werdet, für diese deutsche Zukunft euren Beitrag zu leisten, so ist ganz Deutschland bereit, auch seinen Beitrag zu leisten, und es leistet ihn schon am heutigen Tage. Sehen Sie in den deutschen Soldaten, die aus allen Gauen des Reiches in dieser Stunde einmarschieren, opferbereite und opfergewillte Kämpfer für des ganzen großen deutschen Volkes Einheit, für unsere Freiheit, für unseres Reiches Macht, für seine Größe und für seine Herrlichkeit, jetzt und immer. Deutschland, Sieg-Heil!"

Die Worte des Führers wurden mit ungeheurem Beifall aufgenommen. Die begeisterte Menge stimmte das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied an. Der Führer trat vom Balkon in das Zimmer des Rathauses, von wo er mehrmals durch den Begeisterungssturm der Menge neuerlich auf den Balkon gerufen wurde. Im Sprechchor rief die Jugend: die Jugend grüßt den Führer!

Der Führer erfüllt die großdeutsche Sendung — Bürckels Berufung

In Österreich geschah Unfaßbares. War dies alles wahr oder träumte jeder? Schuschnigg war vor noch nicht vierundzwanzig Stunden Diktator gewesen, Wachmänner hatten noch vor Stunden Straßen gesperrt und waren gegen Demonstranten vorgegangen.
Aus den Lautsprechern hatte es „Heil Schuschnigg" getönt und die Vaterländische Front hatte mit dicken Pinseln Kruckenkreuze auf Gehsteige und Wände gemalt. Man sprach noch vor Stunden von einer überwältigenden Mehrheit des Volkes, das für die illegale Diktatur stimmen würde. Wo war diese Mehrheit geblieben?
Wo waren die dreieinhalb Millionen Mitglieder der Vaterländischen Front, auf die sich Schuschnigg vor noch nicht drei Wochen so stolz berufen hatte? Wo waren sie? Wo waren jene Herren, die seit Jahren Schuschnigg unzählige Male die Treue geschworen hatten und von Leichnamen gesprochen hatten, über die man gehen müßte, wenn böse Menschen ihrem Bundeskanzler etwas antun wollten?
Sie waren wie Spreu im Winde zerstoben und die Geschichte ging über sie hinweg zur großen Tagesordnung über. Wie ein Spuk zerrann die „Front" dieser Menschen, die allzu sehr auf Kanonen und Bajonette gebaut hatten, die man nach Belieben gegen das Volk einsetzen wollte. Erinnerungen an die Saar stiegen auf. Es gab viel Parallelen zwischen Saar und Österreich. Auch die Saar hatte unter dem Protektorat oder „Patronat" fremder Mächte gestanden. So wie an der Saar versuchte man auch in Österreich die Front für den Status quo aufzurichten. Hier wie dort verließen sich diese Leute auf den Schutz des Eisens. Unvergeßlich bleibt jener Aufzug aller Gegner des Reiches kurz vor der Wahl im Januar 1935 in Saarbrücken. Es regnete und schneite, als sie mit Gedröhne und starken Worten aufmarschierten und zum letzten Appell für den Status quo bliesen. Damals mochte sich mancher Zuschauer bang fragen, ob das Volk an der Saar auch einen ausreichenden Prozentsatz an Stimmen für die Wiedervereinigung mit dem Reich abgeben werde. Wie herrlich war die Antwort, die das Saarvolk in einer freien, geheimen und mit fast grotesk wirkenden internationalen Sicherungsmaßnahmen umgebenen Wahl abgab.
Über neunzig Prozent aller Stimmen wurden damals für die Wiedervereinigung mit dem Reich abgegeben. Wo waren die Status quo-Menschen geblieben, die sich lange so stark gemacht hatten und kurz vor der Wahl noch vor ausländischen Pressevertretern mit fünfzig Prozent aller Stimmen für sich gerechnet hatten. Damals war alles wie ein hohler Koloß zusammengebrochen, ihre ganze Jämmerlichkeit wurde offenbar und es blieb nichts von ihnen übrig.
Dasselbe war in Österreich geschehen, die Schuschnigg-Millionenanhänger lösten sich in Nichts auf.

So schwach war in Wirklichkeit Schuschnigg gewesen, und doch wäre es ihm und seiner Minorität fast noch im letzten Augenblick geglückt, entweder die Diktatur neu zu festigen oder das Land in einen blutigen Bürgerkrieg zu treiben.
Die Ereignisse nahmen einen stürmischen natürlichen Verlauf. Schon an diesem Freitag, dem 11. März, war die Zukunft Österreichs eigentlich entschieden worden.
Das Bundesverfassungsgesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich wurde von der Bundesregierung beschlossen und der Tag der Volksabstimmung festgelegt.
Zugleich verkündete Minister Goebbels in Berlin das Reichsgesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich. — Bundespräsident Miklas trat zurück.
Von Linz aus wurde Gauleiter Bürckel vom Führer mit der Reorganisation der NSDAP. Österreich und zugleich mit der Durchführung der Volksabstimmung betraut. Gauleiter Bürckel wurde mit der Vollmacht ausgestattet, alle Maßnahmen zu ergreifen oder anzuwenden, die zur verantwortlichen Erfüllung des erteilten Auftrages erforderlich waren.
Josef Bürckel war in Österreich bekannt, in beiden Lagern. Schuschnigg sah in ihm den gefährlichen Mann, der es fertig gebracht hatte, seinen politischen „Freunden" an der Saar, Braun und Hoffmann, über alle Sperren und Schikanen hinweg eine entscheidende Niederlage beizubringen. Für die Mehrzahl des österreichischen Volkes aber war Bürckel der Baumeister der herrlichen Deutschen Front an der Saar, also jener Zusammenfassung aller guten Deutschen, die, gleich welcher Partei sie vorher angehört hatten, bereit waren, für die Wiedervereinigung mit dem Reich zu stimmen.
Ohne dieses loyale Instrument der Deutschen Front aber wäre es nicht möglich gewesen, den hartnäckigen Gegner, der mit allen Mitteln ausgerüstet war und die ganze Welt zum Freunde hatte, auf die Knie zu zwingen. Dies war das historische Verdienst Bürckels, und die Folgen zeigten, wie richtig er gedacht und gehandelt hatte. Der Sieg der Saar war nicht nur überwältigend und damit von innerpolitischer Bedeutung, er war zugleich von großen und günstigen außenpolitischen Erfolgen begleitet.
Bürckel war im Jahre 1937 zweimal in Österreich gewesen. Das erste Mal wohnte er in der Nähe von Villach und das andere Mal sprach er vor Reichsdeutschen. Schuschnigg nannte die Anwesenheit und die Rede des Gauleiters einen unfreundlichen Akt des Führers, er hegte eine große Antipathie gegen den Mann, der den Kampf gegen den Status quo an der Saar zu einem so glücklichen Ende führte. Auch dem Führer der Legitimisten, Wiesner, war Bürckel mehr als ein Dorn im Auge. Wiesner gab im November 1937 vor der Presse die Erklärung ab, Bürckel wäre mit der österreichischen Frage betraut worden; dies entsprach aber in keiner Weise der Wahrheit. —
Der Minister Glaise-Horstenau befand sich gerade zu einem Besuch in der Saarpfalz, als Schuschnigg seine bekannte Verratsrede hielt und die Absicht seiner Volksabstimmung in Österreich bekannt wurde. Gauleiter Bürckel hielt es für richtiger, daß der Minister zum Führer gehe, als daß er sofort nach Wien abreise, und nach einer kurzen eindringlichen Aussprache war die Reise festgelegt. Um 2.30 Uhr in der gleichen Nacht landeten Gauleiter Bürckel und Glaise-Horstenau auf dem Tempelhofer Feld in Berlin. Es war eine stürmische Nacht. Sie leitete aber Geschichte ein ...

* * *

Die Begeisterung der Linzer Bevölkerung für den Führer kannte keine Grenzen. Gegen Mittag fuhr Adolf Hitler aus, eine Begeisterungswoge umbrandete ihn. Er besuchte das Grab seiner Eltern. Da war das Haus, wo er einen Teil seiner schweren Jugend verbracht hat, und schon näherte man sich auch dem Friedhof, auf dem seine Eltern ruhen. Adolf Hitler begab sich allein zum Grabe und verweilte dort einige Minuten, und ehe er Abschied nahm, legte er Blumen nieder.

Am Montagvormittag verließ der Führer Linz, um die Fahrt nach Wien anzutreten. Es war der Triumphzug eines Siegers. Von weit und breit strömten die Menschen herbei, um zum ersten Male in ihrem Leben den Mann zu sehen, der durch die Proklamierung der Wehrfreiheit und durch die Besetzung der Rheinlande Deutschland außenpolitisch befreit hatte und der jetzt in Österreich als Träger einer Idee einzog, die auch dieses Land seiner letzten Bestimmung entgegenführte. — Wien aber war nicht mehr wiederzuerkennen. Die Sonne lachte, einige zarte weiße Wölkchen zogen langsam am blauen Himmel dahin. Die ersten zartgrünen hellen Frühlingsboten zeigten sich, über den Gärten lag ein leichter grüner Schimmer, das Zeichen der fröhlichen Wiedergeburt der Natur.

Schon am frühen Morgen füllte sich die Ringstraße mit Menschen, denn hier würde der Führer vorbeikommen. Jeder war bestrebt, sich einen guten Platz zu sichern, um ihn zu sehen.

Fröhlich wie der Himmel und heiter wie die Natur waren die Gesichter der Menschen geworden. Wie lange mochte es her sein, seitdem das Antlitz der Menschen eine solche Heiterkeit zur Schau getragen hatte, es mußte vor der jetzt lebenden jüngeren Generation gewesen sein. Das Wien der Nachkriegszeit kannte nur Sorge und wachsende Not, viele Jahre hindurch. Jetzt lebten die Herzen in neuer Hoffnung wieder auf, denn der Anschluß an das Reich verhieß eine neue Morgenröte.

Alles war festlich und man wartete gerne Stunde um Stunde unter dem blauen Frühlingshimmel. Es war gegen 17.30 Uhr, als der Führer Wien erreichte. Wien, die Stadt, aus der er einst als unbekannter Bauarbeiter gezogen war, ein großes Sehnen im Herzen.

Nun kam der große Wagen in Sichtweite. Aufrecht stand darin Adolf Hitler, als er, ergriffen von dem Übermaß an Liebe und Verehrung, das ihm hunderttausendfach entgegengebracht wurde, das Volk grüßte. Hunderttausende flankierten den Triumphzug und festlich läuteten die Glocken in den Jubel der Menschenchöre. An Kandelabern, Vorsprüngen und Simsen hingen Menschentrauben, sogar in den Kronen der Bäume saßen die Buben, überall winkende, rufende Menschen.

Nach einer fast schrittweisen Fahrt erreichte der Führer mit seinem Gefolge das Hotel Imperial. Ein Erlebnis lag hinter ihm, das nur sehr wenigen Sterblichen zuteil wird. Ehe Adolf Hitler von Linz aufbrach, hatte er ein bedeutungsvolles Gespräch mit dem englischen Journalisten Ward Price geführt.

Der Führer und Reichskanzler betonte, daß er den englisch-französischen Protestschritt wegen Österreich nicht verstehe. Er versicherte, daß er vor vier Tagen keine Ahnung von dem hatte, was sich heute ereignen sollte, oder daß Österreich ein deutsches Land werden wolle, wie Bayern oder Sachsen. Nochmals ging er auf das unfaire Verhalten Schuschniggs ein, einen Verrat aber werde er nie dulden. Wenn er sein Wort in irgendeiner Sache gebe, dann stehe er dafür auch ein und er erwarte auch von jedem, der mit ihm eine Abmachung schließe, daß er dasselbe tue.

Als er die ersten Nachrichten über den geplanten Volksentscheid erhielt, hatte er nicht daran geglaubt und er schickte einen Sondergesandten nach Wien, um festzustellen, ob dies wirklich wahr wäre. Dieser bestätigte die Mitteilung.

Hitler erklärte, daß in Österreich mehr als 2000 Menschen ihr Leben für ihre Überzeugung gelassen hätten. Eine Minderheit von 10 Prozent habe die Mehrheit von 90 Prozent unterdrückt und er hoffe, daß die Welt verstehen werde, welches Friedenswerk er hier geleistet habe. Wenn er nicht eingegriffen und die Schuschnigg-Regierung versucht hätte, ihren Trick-Volksentscheid durchzuführen, dann würde es eine blutige Revolution gegeben haben.

Am Dienstag, dem 15. März, zog der Führer in die historische Burg ein und proklamierte auf dem Heldenplatz die Wiedererstehung des Großdeutschen Reiches. Er stand an einer Stätte also, wo jahrhundertelang deutsche Geschichte geformt worden war. Jahrhundertealt war das Sehnen

der besten Deutschen nach dem großen Reiche. Generationen waren gekommen und gegangen, ohne Erfüllung ihres Traumes erleben zu können. Sage, Geschichte, Literatur und Kunst hatten jahrhundertelang dieses deutsche Sehnen nach dem Großen, Starken behandelt, das scheinbar nie in Erfüllung gehen sollte.
Endlich war dieser einzigartige Tag der Erfüllung angebrochen und an der historischen Stätte hielt der Verkünder einer neuen Zeit, deren letzte Bedeutung wir nicht ermessen können. Nicht einem Herrscher, einem Könige oder Kaiser hatte das Schicksal die Vollendung dieses Werkes zugedacht, sondern einem Manne, der einst ein Unbekannter aus dem Volke war.
Dort, wo Hitler stand, ruhte in der Nähe die alte deutsche Kaiserkrone aus purem Golde, besetzt mit Perlen und Edelsteinen und mittelalterlichen Emaillebildern. Hier wurde der goldene Reichsapfel und das Schwert des heiligen Mauritius gehütet, das einst den deutschen Kaisern bei der Krönung vorangetragen wurde. Da war auch das Evangelienbuch, auf das so viele römische Kaiser den Eid geleistet hatten. Hier lagen zahlreiche Insignien einer großen Zeit, als das Reich vor Jahrhunderten umspannend und mächtig war.
Dort, wo der Führer sprach, lebte die uralte Geschichte Wiens, die ganz und unzertrennlich mit dem Imperium und später mit dem Werden und Vergehen des deutschen Kaisertums und endlich mit dem Zusammenbruche einer Völkermonarchie verbunden war.
Hier nun stand der Führer Adolf Hitler und verkündete die Wiedergeburt des Reiches der Deutschen, als der Träger der Wiedervereinigung.

In dieser großen Stunde erklärte Adolf Hitler vor der Geschichte:

Deutsche! Männer und Frauen!

In wenigen Tagen hat sich innerhalb der deutschen Volksgemeinschaft eine Umwälzung vollzogen, die wir heute wohl in ihrem Umfange sehen, deren Bedeutung aber erst spätere Geschlechter ganz ermessen werden. Es ist in den letzten Jahren von den Machthabern des nunmehr beseitigten Regimes oft von der besonderen Mission gesprochen worden, die in ihren Augen dieses Land zu erfüllen hätte. Ein Führer der Legitimisten hatte sie in einer Denkschrift genau umrissen: nach ihr war es die Aufgabe dieser sogenannten Selbständigkeit des Landes Österreich, die in den Friedensverträgen fundiert und von der Gnade des Auslandes abhängig war, die Bildung eines wahrhaft großen Deutschen Reiches zu verhindern und damit den Weg in die Zukunft des deutschen Volkes zu verriegeln.
Ich proklamiere nunmehr für dieses Land seine neue Mission. Sie entspricht dem Gebot, das einst die deutschen Siedler aus allen Gauen des Altreiches hierher gerufen hat. Die älteste Ostmark des deutschen Volkes soll von jetzt ab das jüngste Bollwerk der deutschen Nation und damit des deutschen Reiches sein. Jahrhundertelang haben sich in den unruhevollen Zeiten der Vergangenheit die Stürme des Ostens an den Grenzen des alten Reiches gebrochen. Jahrhundertelang und für alle Zukunft sollen sie nunmehr wieder sein ein eiserner Garant für die Sicherheit und Freiheit des Deutschen Reiches und damit ein Unterpfand für das Glück und für den Frieden unseres großen Volkes; und ich weiß, die neue Ostmark des Deutschen Reiches wird ihrer neuen Aufgabe genau so gerecht werden wie sie die alte einst gelöst und geleistet hat. Ich spreche im Namen der Millionen Menschen dieses wunderschönen Landes, im Namen der Steirer, der Niederösterreicher, der Kärntner, der Salzburger, der Tiroler und vor allem der Stadt Wien, wenn ich es den in diesem Augenblick zuhörenden 68 Millionen übrigen deutschen Volksgenossen in unserem weiten Reiche versichere: dieses Land ist deutsch. Es hat seine Mission begriffen, es wird sie erfüllen und es soll an Treue zur großen Volksgemeinschaft von niemandem überboten werden. Unsere Aufgabe aber wird es nun sein, durch Arbeit, Fleiß und gemeinsames Einstehen und Zu-

sammenstehen die großen sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Aufgaben zu lösen, vor allem aber Österreich immer mehr zu einer Trutzburg nationalsozialistischer Gesinnung und nationalsozialistischer Willenskraft zu entwickeln und auszubauen.

Ich kann diesen Appell an Sie aber nicht schließen, ohne nun der Männer zu gedenken, die es mir ermöglicht haben, die große Wende in so kurzer Zeit mit Gottes Hilfe herbeizuführen. Ich danke den nationalsozialistischen Mitgliedern der Regierung, an deren Spitze dem neuen Reichsstatthalter Seyß-Inquart, den zahllosen Parteifunktionären, ich danke aber vor allem den ungezählten namenlosen Idealisten, den Kämpfern unserer Formationen, die in den langen Jahren der Verfolgung bewiesen haben, daß der Deutsche, unter Druck gesetzt, nur noch härter wird. Diese Jahre der Leidenszeit haben mich in meiner Überzeugung vom Werte des deutschösterreichischen Menschen im Rahmen unserer großen Volksgemeinschaft nur gestärkt. Die wunderbare Ordnung und Disziplin dieses gewaltigen Geschehens ist aber auch ein Beweis für die Kraft der diese Menschen beseligenden Idee.

Ich kann somit in dieser Stunde dem deutschen Volke die größte Vollzugsmeldung meines Lebens erstatten, als Führer und Kanzler der deutschen Nation und des Reiches melde ich vor der Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich.

Deutschland und sein neues Glied, die nationalsozialistische Partei und die Wehrmacht unseres Reiches: Sieg-Heil!

Die Menschen aber, die dem Führer dann mit einer Begeisterung dankten, wie sie im Laufe der Jahrtausende noch nie ein Kaiser erlebt hatte, wußten dies:

Endlich war die Wiedervereinigung vollzogen. Damit brach eine neue Zeit an. Die deutsche Kultur im Raume der Ostmark, die so viel deutsches Leben befruchtet hatte, sollte und würde auch in der Zukunft diese große Aufgabe erfüllen. Die heiligen Werte dieses Landes sollten nicht brach liegen, sondern nach wie vor dem neuen größeren Deutschland bereitwillig ihre große Befruchtung schenken. Denn die geistige Eigenart der Ostmark dürfte, und so war es der Wille des Führers, nie angetastet oder gehemmt werden.

An diesem denkwürdigen Tage schrieb die Geschichte weltgeschichtliches Geschehen in das Schicksalsbuch der europäischen Völker ein.

Bist Du ein Deutscher?

Welch ein Unterschied gegen die langatmige und dunkle Wahlparole Schuschniggs. Die einfache Frage, die Bürckel den Österreichern stellte, lautete: bist du ein Deutscher?

In dieser Frage lag alles, was von einem anständigen Österreicher beantwortet werden konnte. Bürckel stellte diese Frage nicht zum ersten Male einem Volke. Als damals, es war auch im Monat März, im Jahre 1934 die Gemeinschaft aller guten Deutschen an der Saar gebildet worden war, da hatte Bürckel den Weg zu den Herzen gefunden und die Parole „Deutschland" war mit ihrer magischen Zugkraft entstanden. Die Aufnahmeerklärungen für die Deutsche Front im Saargebiet begannen mit den Worten: „Ich bin Deutscher!" Der ganze Saarkampf blieb auf dieses Bekenntnis abgestimmt und der Appell an dieses Deutschtum führte später zum schönsten Siege.

Konnte es hier an der Donau anders sein? Dieser Wahlkampf hatte, wie Bürckel in den Tagen vor der Wahl oft betonte, keine Ähnlichkeit mit dem Kampfe an der Saar. Dort stand ein starker Gegner, dem viele Mittel zur Verfügung standen: Geld, zahlreiche Zeitungen, eine Organisation und Frankreich. Jeder Tag brachte dort neue Überraschungen, und wenn man glaubte, oben zu stehen, lag man unten und umgekehrt. Damals gab es nicht wenige düstere Tage und auch Bürckel wurde von ihrem Ernst hier und da befallen, wenn er es auch nie zeigte.

Der Wahlkampf in Österreich aber war wesentlich anders. Hier fehlte der offen unter fremdem

Schutz auftretende Gegner, hier fehlte jene Herausforderung, die zur Hergabe des Letzten zwang. Ein Volk hatte den Anschluß in einer Weise begrüßt, mit einer Bewegung und einem Jubel, wie ihn die Welt noch nie gesehen hatte. Würden diese Menschen, die sich weinend und lachend umarmt hatten, an der Wahlurne etwas anderes sagen können als ein lautes und freudiges Ja? Aber Bürckel wollte ja nicht nur jene, die sich zutiefst zu der Wiedervereinigung bekannt hatten, sondern viele gewinnen, die noch abseits standen. Es waren dies vor allem die Arbeiter und strenggläubigen Katholiken, denen man seit Jahren gepredigt hatte, das neue Deutsche Reich sei gleichbedeutend mit der Vernichtung ihrer Religion. Die Zeitungen, die sie lasen und die Stimmen, die sie hörten, sagten ihnen nicht, daß für den politischen Katholizismus in Deutschland zwar kein Platz sei, aber daß in Deutschland noch nie eine Kirche geschlossen oder ein Priester bei der Ausübung seiner seelsorgerischen Pflicht behindert wurde. Jeder, der im Reiche die Kirche besuchen wollte, konnte es tun. Das alles wußten viele nicht; sie waren durch Lüge und verdrehte Berichte verhetzt und der Meinung geworden, im Reiche nehme man den Gläubigen ihren Gott.

Nicht viel anders verhielt es sich mit der Arbeiterschaft in Österreich. Sie haßte das Schuschnigg-Regime. Unter der Diktatur mußten Soldaten gegen Arbeiter marschieren und Kanonen waren gegen sie abgefeuert worden. Nicht nur das Blut der für ihre Überzeugung kämpfenden Männer war geflossen, sondern auch jenes in jeder Weise unschuldiger Frauen und Kinder.

Ein breiter Blutstrom trennte auf alle Zeiten die Arbeiter von der Diktatur. Während der Dollfuß- und Schuschnigg-Zeit war sehr wenig, ja fast nichts für die Arbeiter geschehen. Ab und zu wurden ihnen einige Worte des Trostes hingeworfen, und der Arbeiter, viel feinhöriger als andere, witterte sehr schnell die Wahrheit und unterschied sofort den Talmiwert dieser Versicherungen. Das Österreich Schuschniggs und das Wien des überaus verhaßten Bürgermeisters Richard Schmitz waren kein Land und keine Stätte des Arbeiters. Instinktiv fühlte er, daß hier eine Schicht asozial denkender Menschen regierte, die dem Arbeiter nie den Platz an der Sonne, der ihm kraft seines Wertes für die Allgemeinheit gebührte, gönnen würden. Deshalb stand die österreichische Arbeiterschaft in ihrer Mehrzahl der Diktatur kühl, ablehnend, ja feindlich gegenüber.

Aber sie war auch nicht nationalsozialistisch.

Die von den Herrschenden zensierte Presse schilderte ihnen nicht die wahren Verhältnisse der Arbeiter in Deutschland. Sie konnten sich keine richtige Vorstellung von der großen Wandlung machen, die im Reiche stattgefunden hatte und die heute noch nicht zu Ende ist. Sie wurden über Lohn- und Sozialfragen vollständig falsch und irreführend unterrichtet, sie glaubten nicht an die sinkenden Arbeitslosenziffern, sie glaubten einfach nicht daran, daß der deutsche Arbeiter sich endlich einen stolzen und achtunggebietenden Platz in der deutschen Gemeinschaft erobert und gesichert hatte. Sie glaubten nicht an die Leistungen des Winterhilfswerkes, und das „Kraft-durch-Freude"-Werk wurde ihnen als ein betörender Ulk aufgetischt.

Durch die Schuld der Presse und des Rundfunks hatten sie sich ein vollkommen falsches Bild vom Arbeiter im Dritten Reich gemacht. Sie stellten sich ihn vor, als einen entrechteten, hilflosen Produktionssklaven, der in den Fängen eines ausbeutungslüsternen Kapitalismus liege. Unter ihnen befand sich auch eine Anzahl ehemalig organisierter Marxisten, die die Idee, der sie noch immer anhingen, als die richtige ansahen, und keine andere gelten lassen wollten.

Hier tat schnelle und überzeugende Aufklärung bitter not, und keiner war geeigneter, bei der Arbeiterschaft durch Wort und Tat in dieser Richtung zu wirken, als Bürckel, der in der Pfalz und an der Saar mit realen Unterlagen und den Beispielen eines praktischen Sozialismus aufwarten konnte.

Dies waren die zwei Hauptaufgaben, die die Vorbereitung zur Wahl in sich schloß: Überzeugung der Katholiken und Überzeugung der Arbeiter.

Das große Elend

Jedem, der in der Nachkriegszeit Wien besuchte, fiel der krasse Gegensatz zwischen reich und arm schon auf der Straße auf. Hier elegant gekleidete Menschen, die satt und sorglos in den Restaurants und Cafés saßen, dort zerlumpte Bettler und Bettlerinnen, die um einige Groschen baten und glücklich waren, wenn sie etwas Kupfer erhielten. Dies war das jedem bekannte äußere Bild, wenn man aber in die Tiefe ging, wirkte es nur noch furchtbarer, ja bald grauenvoll.

Diese Teilnahmslosigkeit der Armut gegenüber und das fatalistische Verhalten der Armen war nicht mehr deutsch, es war slavisch-asiatisch. Bürckel besuchte nach seiner Ernennung ein Wiener Elendsquartier und was er dort erblickte, hatte er wohl noch nie gesehen.

In einer Notsiedlung Wiens, im Elendsquartier von Breitensee, sah Bürckel folgendes: eine ehemalige Waschküche, die fünf Personen als Wohnung diente. Ein Schwerkriegsbeschädigter lag in seinem Bett: „Wieviel verdienen Sie im Monat?"

„Ich erhalte als Schwerkriegsbeschädigter 72 Schilling monatlich."

„Das wären 31 RM."

„Diese Rente muß für die ganze Familie ausreichen." Leise fuhr der Kriegsbeschädigte fort: „Da der Hunger unerträglich wurde und meine Söhne keine Arbeit finden konnten, habe ich vom Bundesministerium für soziale Verwaltung eine Erhöhung meiner Rente oder einen Vorschuß verlangt." Er wies einige Papiere vor: „Das war die Antwort." Das Gesuch war am 4. März abgelehnt worden.

Ein anderes Bild:

In einer Baracke mußte die Küche vier und das anstoßende Zimmer sechs Personen als Wohnung dienen. Von diesen zehn Personen bezogen nur vier Arbeitslosenunterstützung. Es gab aber Menschen, die aus dem Elend noch Nutzen zogen. So vermietete eine Jüdin die Hälfte einer Elendsbaracke an diese armen Menschen und bezog dafür 480 Schilling monatlich. In einem Raume wohnten sieben Personen, sie erhielten alle zusammen 22 Schilling Arbeitslosenunterstützung. So war es überall, und das Elend hatte oft jenen Grad erreicht, der nicht mehr überschritten werden kann,

Noch nie waren diese Armen aufgesucht worden. Seit vielen Jahren hörten sie zum ersten Male Worte des Trostes, zum erstenmal wurde ihnen das Versprechen schneller tatkräftiger Hilfe gegeben. Und Bürckel war der Mann, der dieses Versprechen auch einlösen würde. Ergriffen und mit Tränen in den Augen sahen ihm die Armen nach, als er von ihnen schied.

Erst nach dem Umsturz zeigte sich das Elend in Österreich in seinem ganzen Umfange. Man sah SS- und SA.-Leute in den Kolonnen schwanken und umfallen. An der Spitze seiner Truppe marschierte ein Standartenführer, seine Augen leuchteten unnatürlich weit und sein Gesicht trug die Zeichen großer Entbehrungen. Obgleich er die Zähne zusammenpreßte, war alles vergeblich, an der Spitze seiner Kameraden sank er lautlos zu Boden. Der Hunger hatte ihn niedergeworfen. Die Menschen verhungerten hier buchstäblich.

Sofort begannen große Hilfsaktionen. Es galt vor allem für Nahrung zu sorgen. Der Hilfszug Bayern wurde eingesetzt, die Reichswehr, das Winterhilfswerk. Die Armee des Elends marschierte vor den Küchen an. Die Armen kamen vom Rande der Großstadt, wo sie unter Eisenbahn-Unterführungen, in alten Schuppen oder verkommenen Baracken ihr freudloses Dasein fristeten. In fadenscheinigen und zerrissenen Kleidern, vielfach ohne Schuhe, die Füße mit Lumpen umwickelt, die Gesichter grau und von einer beispiellosen Not zerfaltet, trat das Heer der Verlassenen und Ausgestoßenen, die eiserne oder verbeulte Emaillekachel in der Hand, den Weg zum Brote an.

Da hielt der Hilfszug Bayern, und ein Wunder geschah, sie wurden gespeist, endlich konnte man sich einmal satt essen. Neben dem warmen Essen wurde auch noch Käse und Wurst verabreicht. Welch

ein Wunder. Man erhielt Essen, gutes, warmes Essen. Wollte Gott doch nicht zulassen, daß diese Männer und Frauen und Kinder verdarben und starben. Im letzten Augenblick traf die Hilfe ein, als ob der Himmel sie geschickt hätte.
Aber nicht nur in Wien, überall war die Armut so groß, daß sie bei dem Betrachter Entsetzen hervorrief. Mancher Reichsdeutscher, der dies sah, schlug sich an die Brust und bekannte vor sich selbst: „Das Leben im Reiche ist ein wahres Paradies gegen diese Zustände." Hier am Rande des Lebens, an der Grenze der menschlichen Erhaltungsfähigkeit, richtete mancher Reichsdeutsche seine Meinung etwas aus.
Hier konnte man am lebenden Beispiel feststellen, welcher Satz zu Recht besteht: war es richtiger, um jeden Preis seinen Auslandsverpflichtungen nachzukommen, selbst wenn eine Million Menschen daran zugrunde ging? Oder war es besser, zuerst den Verpflichtungen des lebendigen Volkes nachzukommen und diesem um jeden Preis Arbeit zu verschaffen, selbst dann, wenn die Außenschuld nicht abgetragen wurde? Die richtige und die einzige Antwort fanden alle, die dieses Elend sahen.

Am Montag, dem 21. März, prangte der Wiener Westbahnhof in frohen Farben. Vom Giebelfirst bis zur Erde hing eine große deutsche Fahne, überall wand sich Tannenschmuck, und vor dem Bahnhof standen erregte Menschen, die lebhaft durcheinander sprachen, Musikkapellen spielten. Wiener Arbeiter versammelten sich hier, um als erste die große Fahrt ins Reich anzutreten. Zehn Tage lang sollten sie dort bleiben und sich alles ansehen, besonders aber die Arbeitsstätten ihrer Kameraden im Reich. An Ort und Stelle würden sie sich von den sozialen Zuständen und der wirtschaftlichen Lage ihrer Kameraden überzeugen können.
Unter der Schar, die zur Abreise bereit stand, befanden sich auch Marxisten jeder Schattierung. Es waren hart gesottene Kommunistenführer darunter, die noch vor drei Wochen bereit gewesen waren, mit der Waffe in der Hand für das, was sie für richtig hielten, auch einzutreten.
In der Nacht der Umwälzung und während der darauf folgenden Woche hatten viele geglaubt, ihre Stunde habe nun geschlagen und das Gefängnis oder das Konzentrationslager warte auf sie. Daher waren sie nicht wenig erstaunt, als sie eingeladen wurden, ins Reich zu fahren und mit den deutschen Arbeitern über die Zustände zu sprechen und sich selbst mit offenen Augen umzusehen. Sie griffen zu, das war immerhin etwas anderes als das Konzentrationslager, aber, dachte mancher, ich werde die Augen aufmachen, und mir soll und kann so leicht niemand etwas vormachen, ich verstehe mich darauf, hinter Fassaden zu schauen.
Wieder andere hatten blanke Augen vor Aufregung bekommen. Zeit ihres Lebens hatten sie hinter der Werkbank auf ihrem Arbeitsplatz gestanden, was wußten sie von Urlaub und wie wenig wußten sie von den Schönheiten dieser Erde, die für alle da waren und nicht für einige Privilegierte. Die allermeisten waren noch nie über die Grenzen ihres Landes hinausgegangen und jetzt sollten sie quer durch das Reich, nach Berlin fahren.
Aus Lautsprechern wurden die letzten Anweisungen gegeben, dann schwieg alles, denn es war ihnen gesagt worden, daß Bürckel an das Mikrophon getreten wäre und zu ihnen sprechen möchte. Atemlos lauschten die 2000 Werktätigen Worten, die sie nicht erwartet hatten.
In seiner einfachen und jedem verständlichen Art legte der Gauleiter ein Programm vor und ein Bekenntnis ab: „Nur wenn die Ärmsten und Fleißigsten der Nation auch innerlich zu ihrem Vaterlande stehen, ist der Nationalsozialismus Wirklichkeit. Wir haben das im Reiche erlebt. So wie jetzt hier bei Ihnen, so standen vor fünf Jahren draußen Kommunisten, Sozialdemokraten oder Leute aus konfessionell gebundenen Parteien. Aus ihnen allen aber wurden Deutsche, wurden Nationalsozialisten. So bin ich heute stolz darauf, daß zuerst Männer und Frauen, die bisher im gegnerischen Lager standen, durch das Reich fahren, um sich selbst einen Begriff von Nationalsozialismus zu machen. Wenn der verabschiedete Kanzler Schuschnigg sich vor kurzem die Mühe machte, den

Nationalsozialismus zu definieren und sich dabei dachte, daß patriotisch sein genüge, so sagen wir darauf: patriotisch allein? Nein!
Nationalsozialismus ist nichts anderes als die Liebe zu einem Volke und eine Arbeit, die bereit ist, das Rechtsgefühl in jedem Menschen zu befriedigen."
Als der Beifall sich gelegt hatte: „Ihr früheren Kommunisten und Sozialdemokraten! Ich glaube nicht daran, daß einer, der deutsches Blut in den Adern hat, innerlich schlecht sein kann. Es gibt Tausende anständiger Menschen im früheren roten Lager, die geglaubt hatten, ihre Sache sei richtig. Wer wollte sagen, daß deshalb die Menschen schlecht wären? Ein guter Mensch kann eine schlechte Sache verteidigen, ohne daß er charakterlich dabei Not leidet, weil er die schlechte Sache im Wesen nicht erkannt hat. Ich habe mich an Euch Arbeiter zuerst gewendet, weil ich meine Aufgabe auch hier in Österreich darin sehe, dem kleinen Mann zu helfen. Wir alle sind Arbeiter, sowohl der Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer. Derjenige, der sich schämt, Arbeiter genannt zu werden, der hat mit uns nichts zu tun.
Nun geht Ihr ins Reich! Macht die Augen auf, redet mit Euren Kameraden am Schraubstock. Es gibt sich in Deutschland alles Mühe, die Sache des Volkes vorwärts zu treiben. Fahrt mit offenen Herzen in unser Reich. Ich verlange nicht, daß Ihr Euch gleich als Nationalsozialisten bekennt, aber bei Eurer Rückkehr sollt Ihr mir ins Auge sehen und sagen: „Ich habe mich bemüht, das Neue zu verstehen!"
Ein wahrer Beifallssturm dankte dem Freunde der Arbeiter für seine Worte. Am ergreifendsten aber war die Meinung eines Arbeiters, der fast fassungslos sagte: „So hat noch keiner zu uns gesprochen. Solche Worte haben wir noch nie gehört."
Lag nicht in diesen Sätzen die ganze Tragik des verkannten österreichischen Arbeiters?
Noch etwas ereignete sich in diesen Tagen. Während der Februarrevolte im Jahre 1934 hatte sich Georg Weissel mit einer kleinen Garde auserwählter Männer bis auf das äußerste gegen die Angreifer des Dollfuß-Systems gewehrt. Nach hartnäckiger Gegenwehr wurden die Männer überwältigt, ihr Führer Weissel wurde hingerichtet und seine Anhänger wanderten in die Zuchthäuser und lagen später auf der Straße.
Wie groß war die Überraschung dieser ehemaligen sozialdemokratischen elf Weissel-Gardisten, als sie ins Rathaus gerufen wurden, wo ihnen der neue Bürgermeister von Wien, Neubacher, eine Mitteilung machte, die ihnen die Tränen in die Augen trieb. Diese tapferen Männer, die einer anderen Überzeugung gedient hatten, erfuhren nun, daß der Nationalsozialismus ihre Haltung während der Februarunruhen achte und daß ihr Führer Weissel wie ein Held am Galgen gestorben sei.
„... und, so frage ich Sie, ob Sie diese Treue, die Sie damals Ihrem alten Ideal gehalten haben, auch unserem Führer Adolf Hitler bis zum letzten Einsatz geloben wollen!" „Ja, ich will", antwortete jeder von ihnen; es klang wie ein Schwur.

Im Parlament

Das Parlament ist ein schöner Bau im griechischen Stil, harmonisch aus dem Boden wachsend und in die Umgebung auf das glücklichste eingeordnet. Er fügt sich — ein Beweis, daß Wien von der tiefen Häßlichkeit der Berliner Gründerjahre verschont blieb — sehr gut in den hier dichten Kranz jener Gebäude ein, die die Geschichte und den Geist des alten Österreich verkörpern.
Wenn man aus den Fenstern des Parlaments sieht, überblickt man geradeaus den ehemaligen Ignaz-Seipel-Platz mit der weitausholenden Parlamentsauffahrt, und jenseits des Ringes tauchen die zartgrünen Kronen grüner Bäume auf. Dieser Volksgarten leitet den Blick zur zwar gewaltigen und zyklopenhaften neuen Hofburg, die aber erdrückend wirkt. Weit schöner, weit ein-

facher und klarer gegliedert wirkt die alte Hofburg selbst, die mit der neuen Burg jenen rechten Winkel bildet, dessen Abschluß das Burgtor wäre mit der Inschrift: Justitia fundamentum regnorum. Innerhalb dieses rechten Winkels liegt der Heldenplatz. Etwas links erhebt sich das Burgtheater, von dem aus manche unsterbliche Dichtung den Weg in die Welt antrat. Zwischen dieser Residenz der Dichtung und der Hofburg liegt der Ballhausplatz, einst Geburt und Sitz der vielerwähnten österreichischen Vorkriegsdiplomatie und später die Burg der illegalen Dollfuß- und Schuschnigg-Regierungen. Hinter dem Parlament erhebt sich der Justizpalast, denkwürdig wegen des Brandes dort im Jahre 1927, Ausgang und Beginn jener schweren Krankheiten, die den Körper dieses Landes erbeben ließen. An der Westseite des Parlaments beginnt der schöne Rathauspark mit seinen dem Auge wohltuenden Farben und geschmackvollen Denkmälern, der vom etwas kirchenhaft wirkenden Rathaus begrenzt wird.
Wohin man also aus den Fenstern des Parlaments schauen mag, überall stößt man auf habsburgisch-deutsche Geschichte. Hier starb langsam das römische Kaiserreich deutscher Nation, eine rein mittelalterlich geistig-christliche Begriffsempfindung, die uns heute und seit langem schon so fremd wurde, daß es für die Menschen unserer Zeit schwer geworden ist, sie aus ihrem eigenen Geiste heraus zu verstehen.
Und doch ist jene Karlskrone für uns noch immer das romantische Zeichen der deutschen Einheit geblieben, und als diese schon längst zerfallen war, knüpften sich an die großen Reliquien in der Hofburg die Träume und Hoffnungen auf eine neue Zeit. Karl der Große, der Begründer der Ostmark, fügte einst Rhein und Donau zu jener Einheit zusammen, wie sie in diesen historischen Tagen in noch viel stärkerer Vollendung von uns miterlebt wurde.
Hier, wo jeder Meter Erde Geschichte war, hatte die neue Zeit ihre Vollstrecker hingesandt, um die Vollendung des neuen Großdeutschen Reiches durchzuführen.
In diesem Parlament, von dem unser Blick bis zum Stephansturm schweift und die Übersicht über eine Reihe von Jahrhunderte altem geschichtlichen Geschehen möglich ist, und vor dessen Front noch vor unwahrscheinlich kurzer Zeit Schuschniggs Kruckenkreuz stand, hatte der Beauftragte des Führers seine Dienststellen eingerichtet.
Man mußte ein Mann mit guten Nerven sein, um die sprudelnde Vielfalt der Bitten, Vorschläge, Beratungen und Gespräche über sich ergehen zu lassen, um Unterscheidungen und Entscheidungen zu treffen. Erst am Frühnachmittag verließ Bürckel sein Arbeitszimmer im Parlament und begab sich zu seinem Hotel, um einen Imbiß einzunehmen. Aber auch hier fand er wenig Ruhe. In dem mäßig großen Hotelzimmer mit grünblauen Sesseln löste eine Besprechung die andere ab. Im kleinen Kaminofen prasselten die Holzscheite.
Aber selbst bei dieser sogenannten seltenen Erholung wurde Bürckel von Aktenmappen, Berichten und allerhand Papieren verfolgt. So löste ein Tag den anderen ab, viel Arbeit und viele Entscheidungen lasteten auf den Schultern dieses Mannes, dessen einzige Erholung in einem Sonntagsspaziergang im Wiener Wald bestand.

Görings gewaltiges Aufbauprogramm

Hermann Göring in Wien. An den Äußerungen der Menschen konnte man ermessen, welch eine große Volkstümlichkeit der Feldmarschall in Österreich besaß. Der Instinkt des Volkes empfand an ihm ein besonderes Maß von Gradheit, Güte und Härte, Kampf- und Einsatzbereitschaft, Persönlichkeit und zugleich die Gabe, sich Vertrauen und bedingungslose Gefolgschaft, Achtung und Verehrung zu verschaffen.
Der Feldmarschall hatte ein wahres Milliardenprogramm mitgebracht und den Österreichern gingen die Augen über vor dieser wahrhaft großzügigen Hilfsbereitschaft, die für Kleinigkeiten

Volksabstimmung und Großdeutscher Reichstag

Stimmzettel

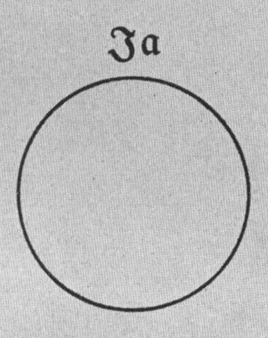
Bist Du mit der am 13. März 1938 vollzogenen

Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich

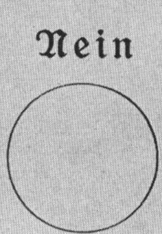
einverstanden und stimmst Du für die Liste unseres Führers

Adolf Hitler?

Ja



Nein



So bekannte sich Deutsch-Österreich zu Führer und Reich

Wien, 11. April 1938

Der Beauftragte des Führers für die Volksabstimmung in Österreich, Gauleiter Bürckel, verkündete im Wiener Konzerthaussaal unter dem Jubel der Massen folgendes Gesamtergebnis der Volksabstimmung in Österreich: Von 4 284 795 Männern und Frauen, die zur Wahlurne gingen, erklären 4 273 884, das sind 99,75 Prozent: Wir sind Deutsche und gehören für alle Ewigkeit nur Deutschland und seinem Führer.

Endgültiges Ergebnis der Volksabstimmung

	in Österreich:	im alten Reichsgebiet:
Stimmberechtigte	4 484 475	45 150 443
Abgegebene Stimmen	4 471 477	44 964 228
Gültige Stimmen	4 465 701	44 894 482
Ungültige Stimmen	5 776	69 846
Ja-Stimmen	**4 453 772 = 99,73 v. H.**	**44 451 401 = 99,01 v. H.**
Nein-Stimmen	11 929	442 981

keinen Platz übrig ließ. Am Abend, es war am Samstag, dem 27. März, gab Göring in einer seiner ernstesten und launigsten Reden, von Jubel immer wieder unterbrochen, das große Sanierungsprogramm bekannt. Das war ein großer Festtag für das ganze Land. Wie lächerlich wirkten dagegen die armseligen Anleihen, „Kampferspritzen" nannte sie jemand, die der Völkerbund dem Lande, das nicht leben und nicht sterben konnte, nach langem Zögern und nach politischen Zugeständnissen zuerkannte.
Welch einen Unterschied stellte das gewaltige Wirtschaftsprogramm Hermann Görings zu diesen kleinlichen Manipulationen dar. „Man möchte wieder an den Nikolaus glauben," sagte nach der Rede ein Österreicher erschüttert zu seinen Freunden. Der Wiederaufbauplan Görings war nicht weniger als die wirtschaftliche Rettung des Landes, verbunden mit schönen geistigen Folgen; denn das tägliche Brot ist nun einmal die Voraussetzung aller anderen Leistungen.
Auf einer Massenkundgebung am Nordwestbahnhof gab Hermann Göring ein Programm bekannt, wie es niemand erträumt hätte.
Zuerst ging der Feldmarschall, nach der Begrüßung durch Bürckel, der Göring den getreuen Ekkehard des Führers nannte, auf die Vorgeschichte des Umsturzes in Österreich ein. Seine sarkastische Abrechnung wurde immer wieder von großen Beifallsstürmen unterbrochen, dann gab er den großen Plan für Österreich bekannt. Göring erklärte:

Ich komme jetzt zu dem innerösterreichischen Wirtschaftsprogramm. Über diesem Wirtschaftsproblem Innerösterreichs steht mit großen Lettern:

Erstens die Beseitigung der Arbeitslosigkeit zu 100 Prozent. Zum zweiten steht darüber: nicht lange verhandeln, nicht viel schwätzen, sondern handeln und arbeiten. Ich gebe nur eine Reihe von Maßnahmen bekannt, die dieses Wirtschaftsprogramm in Kürze erfüllen sollen:
1. Ihr kennt all das große Entgegenkommen, durch das das Reich euch allen geholfen hat, die schwere Umstellung nicht allein zu tragen, sondern mit auf die Schultern des starken Reiches zu nehmen. Es handelt sich um den Umrechnungskurs des Schillings in jener Höhe, die es ermöglicht, mit der Reichsmark zu arbeiten und zu wirtschaften.
2. Sofortige Auszahlung jener 60 Millionen-Clearingspitze, die bisher die österreichische Wirtschaft so gebremst hat und die nunmehr in voller Höhe und unverzüglich an die Fabrikanten für ihre Lieferungen ausbezahlt werden und ihnen die Möglichkeit geben soll, dieses Kapital bereits wieder in Arbeit umzusetzen.
3. Die Aufhebung der Zölle, die am heutigen Tage erfolgt. Dadurch wird es der österreichischen Wirtschaft möglich, mit ihren Waren auch an den deutschen Konsumenten und an reichsdeutsche Käufer unverzüglich und ohne weitere Behinderung durch Zölle heranzutreten.
4. Weitere Maßnahmen, die ich gestern auf der Dampferfahrt von Linz aus mit den österreichischen Wirtschaftlern und Wirtschaftsstellen besprochen und deren unverzügliche Inangriffnahme ich angeordnet habe.
Die unmittelbare Aufrüstung, Bau von Kasernen und Flugplätzen, Bau von Flugzeugen und Flugzeugfabriken. Die Wiener-Neustädter Flugzeugfabrik wird sofort in Betrieb genommen.
Gesamter Ausbau der Rüstungsindustrie, für jene Rüstungszweige, die wir für die österreichische Aufrüstung benötigen, allein ein entscheidendes und wichtiges Programm, das die sofortige Einstellung von weiteren tausend Arbeitern schon zu Beginn der nächsten Woche zur Folge hat.
5. Die mittelbare Aufrüstung. Das bedeutet die Erschließung sämtlicher Produktionsreserven auf vielen Gebieten und Erstellung neuer Produktionswerkstätten.
6. Entscheidende Bedeutung bekommt die Wasserkraft in Österreich, die Energiewirtschaft. Ich habe befohlen, daß sofort und unverzüglich an die Errichtung eines gewaltigen Kraftwerkes in den Hohen-Tauern und eines Kraftwerkes, das bereits projektiert und unvermittelt in Angriff zu

nehmen ist, bei Grein an der Donau sowie verschiedene kleinere Einzelprojekte herangegangen wird. Im Zusammenhang damit erfolgt die Donauregulierung.

7. Ebenfalls von größter Bedeutung ist die Hebung der österreichischen Bodenschätze. Auch hier Sofortmaßnahmen, sofort weiterer Ausbau und Steigerung der Produktion der Alpine Montanwerke bis zum doppelten Ausmaß und sofortige Einstellung von weiteren 500 Arbeitern und später von weiteren 1000 Arbeitern. Die sofortige Untersuchung der Möglichkeit der Erschließung weiterer anderer Eisenerzvorkommen durch die Reichswerke Hermann Göring. Die großen Hüttenwerke, die bisher in Franken geplant waren, werden nunmehr in Linz errichtet werden und das modernste Werk darstellen, das bisher erbaut wurde. Das bedeutet wiederum für viele Tausende von Arbeitern für den Bau, und nachher für viele weitere Tausende von Arbeitern Beschäftigung in diesem Werk. Die Planung dieses Werkes muß bis Ende April bereits vollzogen sein und Anfang Mai muß zu bauen begonnen werden. Ferner: Erweiterung der bisherigen Kupfervorkommen in Tirol und Kärnten sowie der sonstigen Vorkommen von Blei, Kupfer, Magnesit, Mangan usw. in äußerstem Maße bei systematischer Steigerung. Darüber hinaus weitere Erforschung des österreichischen Bodens, und Untersuchung, wie weit die Bodenschätze abbaufähig sind.

8. Der Erdölausbau, die Erdölgewinnung im Wiener Becken ist zu steigern. Bohrtürme sind aus dem Reich heranzuführen, um die Neubohrung und somit auch hier Arbeit zu schaffen.

9. Ausbau der chemischen Industrie auf Grund der hiesigen Kohle, die ein großes Schwelvermögen hat und dadurch eine beträchtliche Verflüssigung der Kohle zu Benzin und Leichtöl gewährleistet.

10. Eine Zellstoffabrik auf der Hartholzgrundlage ist sofort in Bau zu nehmen.

11. Die bessere Ausnutzung des Holzes durch eine bessere Organisation, durch eine gewissenhafte Abholzung in den Alpen sowie durch den Ausbau des Holzwegesystems.

12. Unverzüglich hat die Planung der Reichsautobahnen begonnen und der Bau wird in den nächsten Wochen in Angriff genommen, nämlich der Reichsautobahn bei Salzburg, auf der Strecke München-Salzburg und Salzburg-Linz-Wien, mit einer weiteren Bahn von Passau über Linz. Darüber hinaus eine Autobahn Wien-Graz-Radstadt-Salzburg. Sofort werden in Angriff genommen 1100 Kilometer Autobahnen. Daneben aber wird das gesamte sonstige Straßennetz einer Neuregelung unterzogen.

13. Unverzüglich erstellt werden zwei neue Donaubrücken, eine große Donaubrücke bei Linz, der Standort der zweiten Brücke steht noch nicht fest, darüber hinaus sind noch zwei weitere Donaubrücken projektiert.

14. Neubau von Eisenbahnlinien, Ausbau bisheriger Schmalspurbahnen zu Vollspurbahnen.

15. Wenn die Arbeiten, die ich jetzt nenne, auch nicht immer in Österreich liegen, so kommen sie wirtschaftlich doch Österreich zugute, nämlich der beschleunigte Bau des Rhein-Main-Donau-Kanals.

16. Die Planung und spätere Durchführung eines Donaugroßhafens in Wien.

17. Auf landwirtschaftlichem Gebiet unter anderem eine entscheidende und durchgreifende Wildbachregulierung, die Gewinnung und Befruchtung der Hochtäler und Hochmoore, Drainagearbeiten, eine Ausgestaltung und Förderung der Almwirtschaft, vor allem aber Einführung des verbilligten Kunstdüngers für die gesamte Landwirtschaft, Kredite für den Ausbau der Höfe, Scheunen, Ställe und Silos, Neuregelung und Verbesserung des gesamten landwirtschaftlichen Kreditwesens, Hebung des Bauernstandes wie im Reich, ausgehend von der Erkenntnis, daß der Bauernstand der Urstand der Nation ist. Wenn wir so jetzt den Bauern wieder eine neue Zukunft schaffen, so möchte ich bei dieser Gelegenheit den Bauer auch an seine Pflichten erinnern, daß er nunmehr auch so schafft und arbeitet, daß die Scheunen gefüllt werden und das Brot der Nation sichergestellt wird.

Träger der Arbeiten haben stets die österreichischen Behörden und Unternehmungen zu sein.
Göring sprach zweieinhalb Stunden. Und als er endete, hatte er eine seiner besten und eindrucksvollsten Reden gehalten.
Zum Schlusse erklärte er noch, daß der Führer den erfahrenen und bewährten Gauleiter Bürckel hierher gesetzt habe, um in seinem Auftrage die Abstimmung durchzuführen. Eine große Verantwortung sei wiederum auf Bürckels Schultern gelegt worden. Er, Göring, wisse, daß er diese Aufgabe ebenso erfolgreich lösen werde wie seinerzeit an der Saar.
Als der Generalfeldmarschall seine Rede beendet hatte, erhob sich Bürckel als der Dolmetscher jener dankbaren Gefühle, die die Herzen der Zuhörer erfüllten. Er dankte mit bewegter Stimme und schloß mit dem Bekenntnis: „Hermann, wir schaffen es!"
Wohl niemals war aus dankbarerem und heißerem Herzen die deutsche Nationalhymne gesungen worden wie am Ende dieser unvergeßlichen Kundgebung.
Göring hatte die wirtschaftliche Wiedererhebung mitgebracht, er nahm aber nach Berlin die aufrichtige Liebe und den innigen Dank eines Volkes mit.

Dr. Goebbels in Wien

Am Dienstag, dem 29. März, traf Reichsminister Dr. Goebbels in Wien ein. Er war den jubelnden Österreichern kein Unbekannter. Nicht nur als den „Feldherrn der Kampfpropaganda", wie ihn der Wiener Bürgermeister nannte, sondern als ein alter Bekannter Wiens kam er jetzt wieder. Noch hatte der Nationalsozialismus im Reich die Macht nicht übernommen, als er sich in die Höhle des Löwen begab. Schon bevor Dr. Goebbels österreichischen Boden betreten hatte, wurde gegen ihn eine heftige Presseschlacht geführt, drei Tage lang. Die Gegner versuchten alles, um ihn am Sprechen zu verhindern oder seine Kundgebung zu stören. Ein Massenkonzert wurde damals auf die Stunde der Goebbelsrede im Stadion angesagt. Aber es nutzte ihnen nichts, der Zauber seiner Sprache wirkte bereits damals so auf die Wiener, daß diese nicht nur die Sporthalle füllten, sondern angrenzende Säle und Gärten. Unvergeßlich blieb das Wort, das er damals sprach: „Noch niemals in der deutschen Geschichte ist über lästige Landesgrenzen hinweg ein so festes Band um uns Deutsche geschlungen worden wie durch die nationalsozialistische Bewegung." Damals, vor sechs Jahren, sagte Goebbels: „Es wird eine Stunde kommen, da wird ganz Deutschland aufstehn, eine Stunde, da wird ein ganzes Land braun zu schimmern beginnen. Sie wollen es nicht glauben, aber wir werden es ihnen beweisen." Der „Angriff" beendete damals den Bericht über die Kundgebung mit den Worten: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer."
Sechs inhaltsschwere Jahre waren verflossen und nun empfing ihn das begeisterte Wien. Die große Nordwestbahnhalle mußte schon früh polizeilich gesperrt werden. Auf den Plätzen und Straßen aber stauten sich in der Nähe der Lautsprecher die Massen, die hier auf die Rede von Dr. Goebbels harrten. Von stürmischem Beifall empfangen, sprach der Minister. Er erwähnte seinen damaligen Besuch in Wien. „... Die damals tonangebende Judenpresse überschüttete mich bei Ankunft und Abschied mit wahren Kübeln von Schmutz, Lüge und Verleumdung." Er ging dann auf die Verhältnisse während der illegalen Diktatur in Österreich über und nannte sie eine kleine Machtclique, die den Ehrgeiz besaß, Tyrann des Volkes zu sein. Ironisch und mit beißendem Sarkasmus stellte er die Qualitäten dieser Männer ins Licht, die mit dem Volke ein frevelhaftes Spiel getrieben hätten. Schuschniggs Wahl nannte er eine wahre Farce.
„Herr Schuschnigg hatte zwar den Mut, eine Wahl anzusetzen, aber nicht eine Wahl, wie sie erwartet werden konnte, sondern eine, bei der das Ergebnis schon vorweggenommen war. Er kannte sein Volk so genau, daß er wußte, was dieses Volk an Stimmen für ihn abgeben würde. Diese Wahl war nach demokratischen Gesichtspunkten eine wahre Farce. Das hinderte selbstverständlich

die international=demokratische Weltpresse nicht, von ihr als einem Beweis höchster Demokratie zu sprechen.
Man konnte bei dieser Wahl nicht „Nein", sondern nur „Ja" sagen. Wer „Nein" sagen wollte, mußte sich selbst einen Zettel mitbringen. Er mußte aber genau so groß sein, wie derjenige, auf dem „Ja" stand, und zwar war das millimeterweise angegeben und vorgeschrieben. In den Wahl=vorständen saßen nur gesinnungstreue Oberbonzen der „Vaterländischen Front", und da diese von dem System lebten — zu etwas anderem reichte ihre Intelligenz nicht aus —, lag es nun natürlich in ihrem primitivsten Interesse, mindestens so viele Wahlstimmen herbeizuschaffen, daß das System erhalten bliebe. Die Rechnung erschien sehr einfach, und die internationale Weltpresse klatschte diesem Betrug begeistert Applaus."

Während seiner Rede gab er ein interessantes Dokument bekannt, dessen Inhalt geradezu prophe=tisch wirkte, obgleich es im Jahre 1848 von Wiener Bürgern abgefaßt worden war. „Es ist so, als wäre das Programm heute von uns geschrieben worden", sagte er.

Dieses historische und denkwürdige Dokument hatte folgenden Inhalt:

1. Gebot: Deutsche überall! Nur unter des einigen, mächtigen Landes Fittichen erstarke die Freiheit, walte die Ordnung, die aus der Achtung vor dem freiheitsdurchhauchten Gesetz entspringt. Jungfräuliches Österreich, nur im einigen Reich lebtest du die unerschütterliche Dauer, der dein Volk in Ewigkeit bestimmt ist.

2. Gebot: Freudige Pflichterfüllung sei unser leidenschaftlicher Gedanke! Selbstaufopferung muß Staatsgrundsatz sein für jeden Einzelnen; denn ohne sie lebt kein Gemeinwesen.

3. Gebot: Durch die Vereinigung aller Staaten, die deutsch sind von Anbeginn, durch ihre Zusam=menfassung wird gleiches Recht für alle gegründet, und die durch so vieles Unrecht zerrütteten Staaten werden schöner und freier unter einem einzigen Dach sich wieder aufbauen.

4. Gebot: Der heutige Besitzlose, er werde nicht zum Hasse gegen den Besitzenden aufgereizt. Wer dieses tut, der wirkt dahin, daß die Arbeit stockt, die Nahrungsquellen des Volkes versiegen, und er versündigt sich am Erbe seiner Väter.
Fleiß und Sparsamkeit werden künftig die einzigen Bedingungen des Glückes und der Achtung sein. Faule und Verschwender haben keinen Raum mehr im großen Deutschland.

5. Gebot: Unser Deutschland wird schöner sein als alle anderen Länder, besser in seiner Gründung und größer in seinem Erfolge. Es fordern die Bürger Beständigkeit ihrer Bräuche und Sitten — ein einiges Deutschland wird sie ihnen bewahren, besser als ein uneiniges, in zweierlei Staaten zerfallenes Volk.

6. Gebot: Unser Reich des vereinigten Volkes und all seiner Stämme wird deutsche Redlichkeit in jeden pflanzen. Die Gleichheit der Rechte, und, vergesset das nicht, Gleichheit der Pflichten; sie sollen jedem Eintracht und Sicherheit und auch das Selbstbewußtsein gewähren, das jedem Deut=schen notwendig ist.

7. Gebot: Die Eintracht des Reiches soll wurzeln in jedem Bürger des Volkes. Nicht durch aus=wendig zu lernende Formeln eines politischen Katechismus, sondern durch die segensreichen Wirkungen der Eintracht selbst!
Es gibt nur ein einziges Volk, nur einen einzigen Stand, ob Landwirt, Handelsleute, Beamte, Geistliche, Lehrer, Gelehrte, Künstler, Soldaten. Und je ärmer ein jeder unter ihnen, um so sicherer sei er des fürsorgenden Schutzes.

8. Gebot: Unsere Vereinigung beider Völker soll die Regierung vereinfachen und nicht erschweren, soll unser Leben verwohlfeilen und nicht verteuern, wird unseren Bildungsstand heben und nicht erniedrigen, wird unsere Kraft stärken und nicht schwächen.

9. Gebot: Die Regierung des vereinigten deutschen Volkes ist berufen, das Neue zu schaffen! Sie wird nicht aufbauen auf Grundlagen, die verwittert, verworfen, verkommen sind. Die Regierung wird mit neuen Ideen regieren! — Nicht mit alten Methoden verwalten.

10. Gebot: Österreich! Österreich! Deutschland! Deutschland! Gedenket der Stunde. Fest und innig sollt ihr euch in dem Moment der höchsten Gefahr besinnen.
Fest und innig sollt ihr Hilfe, die ihr zu keiner Zeit mehr denn jetzt bedurftet, euch schaffen, indem ihr euch eins ans andere anschließt!
Damit unser Land nicht ein hohles Dach baue von eitlen Besserwissern, Abgeordnetenhäusern, Beamtenkammern, die bald dem einen, bald dem anderen Eigennutz feil werden, so muß ein Grundstein gelegt werden, auf welchem jederzeit Kraft und Gedeihen des Staates fest und sicher ruhet. Nicht ein Grundstein schamlosester und empörendster Aufeinanderhetzung, die schließlich auch Regierung und Volk in einen Widerspruch geraten läßt, sondern ein Grundstein, auf dem das Haus sich erhebt, in dem das wirkliche Leben der Nation als Träger eines einigen Volkes sich entfalten kann.
Den perfiden Konservatismus, diesen bewährten Staatszertrümmerer, wollen wir auf ewig aus diesem gemeinsamen Hause verbannen, ansonsten das große Einigungswerk der deutschen Nation an dem fanatischen Ehrgeiz einiger weniger Leute scheitern müßte — und dies in einem Augenblick, wo wir sämtlich von unserem Feinde, von Rußlands Horden bedroht werden.
Darum Österreich! Darum Deutschland! Gedenke der Stunde!
Ergriffenes Schweigen herrschte, während Dr. Goebbels dieses geschichtliche Dokument vorlas, in der Riesenhalle. Es gab wohl niemand unter den vielen Tausenden, der sich der Weihe dieser Stunde entziehen konnte, da jene prophetische Vision, vor nunmehr 90 Jahren geschaut, Wirklichkeit geworden war.
„Das schrieben Wiener Bürger 1848. Und nun frage ich Sie, deutsche Männer und Frauen in Österreich und im ganzen Reiche," sagte der Minister, „ist das, was wir wollen, etwas anderes? Ist es nicht, als hätten sich unsere Väter aus den Gräbern erhoben und schritten mit ihren großdeutschen Fahnen unserer jungen Revolution voran? Ist es nicht so, daß der Traum, den damals unsere Väter umsonst träumten, nun vom Führer herrlich verwirklicht worden ist?"

Als der Minister mit einem Appell an das Volk endete, wurde es dem Minister Klausner recht schwer, sich im Jubel das Wort zum Danke an Dr. Goebbels zu verschaffen.

Geburtstag in Leoben

Es war frühmorgens, als eine in blaue Arbeitsanzüge gekleidete Musikkapelle vor dem Hotel Bürckels antrat und ihm zu seinem dreiundvierzigsten Geburtstag ein Ständchen brachte. Einige Arbeiter im blauen Arbeitskittel begaben sich zum Gauleiter und überreichten ihm als Zeichen ihrer Anhänglichkeit einen schaffenden Schmied in Bronze. Bürckel war erfreut, daß gerade jene seiner gedacht hatten, die ihm besonders am Herzen lagen, eine schönere Geburtstagsfreude konnte ihm nicht dargebracht werden.
Am Nachmittag flog der Gauleiter nach Leoben, um in dieser steirischen Stadt, in der so viele harte Urteile gegen Nationalsozialisten verkündet worden waren, zu den Steiermärkern zu sprechen. Der Tag war schön, und die Sonne schien.
Ruhig schraubte sich, von den sicheren Händen unseres Flugkapitäns Heil geführt, die dreimotorige Maschine empor. Unter uns lag jenes berühmte Aspern und das Wasser- und Inselgewirr der Donau, hier verlor Napoleon im Jahre 1809 seine erste Schlacht. Auf dieser so friedlich graugrünen Ebene marschierten und ritten einst die weißen und blauen Kolonnen, und mitten

unter ihnen ein kleiner, bleicher Mann in schmuckloser grüner Uniform und zerschlissenem grauen Mantel und bleichem, verschlossenem Gesicht: Napoleon. Zwischen Aspern und Eßling, Orte, die der mörderischen Schlacht ihren Namen gaben, liegt das Flugfeld. An dieser Stelle keimten die ersten Blüten des Bewußtseins, ein Deutscher zu sein. Erzherzog Karl wurde zum Inbegriff einer neuen deutschen Sendung. Mit der Fahne in der Hand stürmte der Organisator der neuen österreichischen Armee an der Spitze seiner Infanterie vor, und zum ersten Male wurde dem Kaiser der Franzosen hier das Gesetz des Handelns vorgeschrieben. Napoleon wurde gezwungen, sich auf die Insel Lobau zurückzuziehen, um 44 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen geschwächt; die Österreicher hatten die Hälfte verloren.
Welch ein Jubel bei allen Österreichern, bei allen Deutschen! Napoleon war ja nicht unbesiegbar. Aber die ersten zarten Farben der Morgenröte wurden von den Schatten von Wagram verdunkelt, dort wurde Karl von Napoleon geschlagen und zum Rückzug nach Mähren gezwungen.
Die Donau wurde überflogen, unter uns zogen grüne Saaten und noch tote Äcker, in breite dunkelbraune und graue gradlinige Streifen geschnitten, vorüber; einsame Häuserwürfel lagen in der Landschaft verstreut. Dann tauchte, Wege und Wasserläufe säumend, zartes helles Baumgrün auf. In unserer Fahrtrichtung wuchsen die Konturen der Berge empor, wir stiegen immer höher, denn wir näherten uns dem Semmering. Rechts von uns lag das Konzentrationslager Wöllersdorf, dem ein besonderes Schicksal zugedacht war, dann tauchte Wiener Neustadt auf mit trostlosen, verlassenen Fabrikhöfen.
Der Wald stieß in üppiger Breite von den Berghängen zu Tal und das Wasser der Flußläufe zeigte bereits jenen grünlichen Schimmer, der von Unberührtheit und Reinheit zeugte. Der Boden begann hier unfruchtbar zu werden, auf ihm gediehen nur Kieferkulturen.
Schon überflogen wir die ersten Ausläufer der Alpen, es lag noch Schnee auf ihnen. Gelb glühte die Sonne über den verschneiten Bergen. Plötzlich gerieten wir, aber nur für wenige Minuten, in einen Schneeschauer, dann wurde die Luft wieder frei und klar; im Tal lagen dunkle Siedlungen und die Berglandschaft wurde immer schöner; am blauen Himmel zogen einige zarte weiße Wolken dahin.
Weit und breit erstrahlte die Landschaft in der zauberhaften Schönheit einer makellosen Weiße. Dort unten führte jene weißgraue Serpentine, die sich irgendwo zu verlieren schien und dann plötzlich wieder auftauchte, über den Semmeringpaß, den östlichsten Paß der Alpen. Das gelbe Spielkasino am Semmering tauchte auf und verschwand. Links von uns bedeckten schier unermeßliche Wälder die zerklüfteten Höhen. Dort irgendwo lag die Waldheimat Roseggers, die ihm die Kraft zu seinen Dichtungen gegeben hat und ihm damit den Weg in die Unsterblichkeit eröffnete. Wir überflogen nun bereits die herrliche Steiermark. Mit weißen, zitternden Kämmen geschmückt, schäumte unter uns die Mürz, und dort, wo sie in die Mur mündet, lag Bruck, bekannt durch die hartnäckigen Februarkämpfe 1934. Etwas links von unserer Fahrtrichtung lag das größte steirische Kraftwerk bei Kirchdorf.
Das Tal wurde immer breiter, die Mur floß blaugrün dahin, und dort, wo der Fluß eine große Schleife bildete, lag Leoben. Die gelblichen und geschmückten Häuserfronten waren gut zu erkennen, vor uns tauchte nahe und gefahrdrohend eine Felsnase auf, die von der linken Tragfläche fast berührt zu werden schien. Auf den Straßen wimmelte es von Menschen, sie zogen zu einer Kundgebung. Hier und dort blinkten kleine Punkte auf, schon wurden die Lichter angezündet.
Etwa vierzig Kilometer von Leoben entfernt landeten wir im Tale. Es war schon dunkel, als wir den Platz der Kundgebung erreichten. Die unübersehbare Menschenmasse unter freiem Himmel und im Angesicht der Berge, die im Dunkel untertauchten, hatte etwas unsagbar Feierliches an sich. In stundenlangen Märschen waren die Bauern von ihren einsamen Berghöhen gekommen, um den Beauftragten des Führers zu hören und zu sehen. Bürckel sprach zu den Bauern und

Arbeitern über das Volk, über den Wert des Schaffenden als dem Urfundament des Staates. Wenn sich die Beifallsstürme gelegt hatten, war es oft so feierlich still, als befände man sich in einem riesigen Dom, der die blauschwarze Nacht als Kuppel trug, und man glaubte das Atmen der gläubigen Menschen zu hören. Diese Kundgebung in Leoben möchte man wegen des Rahmens, in dem sie stattfand, und wegen ihrer spürbaren Innerlichkeit zu den ergreifendsten zählen, die erlebt wurden. Es war wie ein Gottesdienst.

Es war unmöglich, vom unbefeuerten Flugplatz und wegen gefährlicher Luftverhältnisse, den Weg nach Wien im Flugzeug zurückzulegen. In einer großen und schönen Wirtsstube wurde vor der Heimfahrt ein Imbiß eingenommen. Draußen war es kalt geworden, die ersten Vorboten einer Kältewelle kündigten sich an, aber in der Wirtsstube war es heimelig warm. Die Tische waren mit blaurotweiß gewürfelten Decken belegt, ein schöner Kamin mit einer Backsteinmauer befand sich an der Stirnseite. An den Wänden liefen Holzbänke und von der Decke hingen Maiskolben.

Und erst die Menschen! Steiermärker, jene charaktervollen, zähen und doch höflichen Menschen, die Festigkeit und Gradheit mit Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen zu dem harmonischen Ganzen verbinden, das eben in der Steiermark, in Kärnten, Salzburg und in den Bundesländern den überall beliebten und zuverlässigen Menschenschlag zeugt. Es waren wenige, aber unvergeßliche Stunden, die hier verbracht werden konnten. Als Bürckel aufstand, um die Heimfahrt anzutreten, wurde er nicht von seinem Platz gelassen. Und hier in Leoben klangen ihm die Gläser zu seinem Geburtstag entgegen. Er muß sich in diesem Kreise sehr wohl gefühlt haben.

Kurz darauf wurde aufgebrochen, der Wagen schnurrte in einsamer Nachtfahrt über die Landstraßen und glitt durch stellenweise hohen Schnee nach Wien zurück. Wir trugen mit uns einen farbigen hölzernen Weinheber, wie er in der Steiermark zum Einschenken benutzt wird. Die Steirer hatten ihn dem Gauleiter zum Geburtstage geschenkt.

Zu den unvergeßlichen Stunden jener Tage gehörte auch ein Flug nach Klagenfurt und ein Wiedersehn mit Freunden, die man vor nunmehr einem Jahre besucht hatte und damals niedergeschlagen angetroffen hatte.

Im Kranz der Berge zog sich das weite Kärntner Land dahin. Ehe wir Klagenfurt erreichten, wurden Gebiete überflogen, die im Jahre der Freiheitskämpfe blutige Auseinandersetzungen gesehen hatten. Da lag, vom Flugplatz aus gut sichtbar, der Ort Grafenstein, unmittelbar in der Nähe Klagenfurts. Damals war diese Nähe geradezu bedrohlich für die Hauptstadt des Landes. Und nicht weit von Grafenstein stand das Schloß, von dem aus der tapfere Freiheitskämpfer Hans Steinacher den Befehl zum Feuern gab. Hier wurde der erste Kanonenschuß im Freiheitskampfe Kärntens abgefeuert. Mit Grafenstein war der Name des Hauptmanns Maier-Kaibitsch eng verbunden, der hier eine große Anzahl von Gefangenen machte.

Vor uns stieg nun die mächtige Kette der Karawanken hoch, schneebedeckt und sonnendurchglüht. „Das ist ja von jetzt ab die Südgrenze des Deutschen Reiches", dachte man und war überrascht bei diesem Gedanken. War es wirklich wahr, war es möglich, die Karawanken als Südgrenze des Reiches! Das war noch unfaßbar, und an dieser Verwunderung und Überraschung konnte man selbst ermessen, wie sehr man noch in einem großen historischen Geschehen verstrickt war. Zwar erlebte man alles aus der Nähe, aber das Fassungsvermögen hatte seine Grenzen, und noch nie wurde einem deutlicher, als eben im Antlitze der weißen Karawanken, wie wenig das große Geschehen zu einem Begriff geworden war.

Die Heimkehr der Ausgestoßenen — Wöllersdorf in Flammen

Viele, viele Tausende Nationalsozialisten waren, um dem Strang oder Kerker zu entgehen, seit der Verbotszeit unter großen Gefahren und Strapazen ins Reich geflohen. Sie ließen alles hinter sich, Familie, Haus und Hof, Erwerb und Arbeit, alles opferten sie ihrer Überzeugung und das Schicksal ließ sie den Kelch bis zur Neige leeren; denn sie verloren ihre Heimat und sie wurden später auch nicht der Amnestie teilhaftig. Zum großen Teil lebten diese Flüchtlinge und Ausgestoßenen im Verbande der österreichischen Legion und hofften und warteten auf den Tag, der ihnen das große Glück bringen würde, als freie Männer ihre geliebten Berge wiederzusehen.

Ihre Hoffnung wurde auf eine harte Probe gestellt, aber sie sollte in einer ganz besonderen Weise in Erfüllung gehen. Diese Hochverräter von einst, die man in ihrer Abwesenheit zu oft schwersten Kerkerstrafen verurteilt hatte, marschierten jetzt als freie, stolze und disziplinierte SA.-Männer in ihre befreite Heimat ein und jeder von ihnen durfte sagen, daß auch er seinen Anteil an dem Werden des großen historischen Geschehens hatte.

Wien erwartete, festlich geschmückt, den Einmarsch der namenlosen Kämpfer, der Mitglieder der Österreichischen Legion, die in Deutschland aus Flüchtlingen gebildet worden war. Es war am 2. April.

Noch in der Morgendämmerung sammelten sich die braunen Kolonnen an der Stadtgrenze. Erschütternde Wiedersehensszenen hatten sich auf dem Wege nach Wien abgespielt; hier lag die weinende Frau in den Armen ihres Mannes, Kinder sahen ihren Vater zum ersten Male seit Jahren wieder und Väter drückten ihren Söhnen seit langer Zeit zum erstenmal wieder die Hand. Nun hielten die Legionäre vor der Stadt, die sich zu dem Empfang der „Verbrecher von einst" festlich geschmückt hatte und die einst Ausgestoßenen und jetzigen Helden einer Überzeugung feierlich erwartete.

Am Morgen loderten vor dem Eingang zum Heldenmal die Opferflammen auf. Die Sonne lachte vom blauen Himmel. Da kamen sie an in dichten Kolonnen, es waren über 8000 Mann, die zum Heldenplatz marschierten und in der Nähe des Denkmals Prinz Eugens Aufstellung nahmen. Auf der anderen Seite marschierten österreichische Stürme und Standarten auf. Vom Altan der neuen Burg grüßte über dem Tore ein leuchtendes Hoheitszeichen aus einer rotgeschmückten Fassade.

Um zwei Uhr nachmittags gingen die Fahnen und Standarten hoch. Stabschef Lutze begrüßte die Männer der Legion. Dann sangen die Legionäre ihr altes Lied, das sie so oft im Reich gesungen hatten, und als es verklungen war, wurde es still unter den vieltausend Menschen; denn eine Stimme meldete:

„Wir gedenken der Toten der Bewegung; wir beugen uns vor ihren Opfern und geloben, das Erbe ihres Sieges mit unserem Leben zu wahren. Sie alle stehen mitten in unseren Reihen. Voran die Helden, die unter Henkershand ihr Leben lassen mußten."

Durch die tiefe feierliche Stille erklangen die Namen der Toten: „Hans Domes!" Tausendfach erklang ein lautes: — „Hier!"

„Franz Holzweber!" — „Hier!"

„Otto Planetta!" — „Hier!"

Es folgten noch viele, viele Namen und auf alle antwortete die Legion mit einem lauten Hier; denn ihre Toten weilten in ihrer Mitte. „Ich hatt' einen Kameraden" spielte die Musik, jenes uralte Lied, und wieder erhob sich die Stimme:

„Sie starben, damit Deutschland lebe." — Leise verklang die alte Soldatenweise unter dem blauen Himmel.

Dann trat Gauleiter Bürckel vor und überbrachte den Legionären die Botschaft des Führers:

„Männer der österreichischen Legion!

Nach einem schweren, aber durch die Umstände bedingten aussichtslosen Kampf seid Ihr einst über die deutsche Grenze gekommen, um hier nach meiner Anordnung eine Lehrtruppe der zukünftigen SA. Österreichs zu bilden. Trotz größter Sehnsucht nach Eurer Heimat habt Ihr meinen Befehl jahrelang treu und gehorsam befolgt. Nun ist die Stunde der Befreiung und damit die Rückkehr gekommen. Ihr werdet Euer Wissen und Können von jetzt an in den Dienst der Wiederaufrichtung der österreichischen SA. stellen. Den Erfolg dieser Eurer Arbeit will ich zum erstenmal am Parteitag zu Nürnberg überprüfen. Ich weiß schon jetzt: Ihr werdet ein Vorbild sein in Gehorsam, Disziplin und Hingabe im Dienst der nationalsozialistischen Partei und damit Großdeutschlands. Ihr werdet vor allem aber einen unlösbaren Bund bilden mit jenen Tausenden braver SA.-Männer, die nicht wie Ihr das Glück hatten, in diesen Jahren ihrer Gesinnung offen Ausdruck geben zu können, die aber trotz Verfolgung und Terror der Bewegung ebenfalls in Treue ergeben geblieben waren.

Ich spreche damit Euch und allen anderen österreichischen SA.-Männern meinen Dank aus. Von jetzt an sollt Ihr wieder sein: Deutsche SA. der nationalsozialistischen Partei.

Adolf Hitler."

Als Bürckel die Botschaft des Führers verlesen hatte, hielt Stabschef Lutze eine kurze Ansprache; eine unvergeßliche Weihestunde war zu Ende.

An diesem Tage der Legion ereignete sich aber an einem anderen Ort ein symbolhafter Vorgang, der in seiner Art einzig war. Das Konzentrationslager der illegalen Diktatur, Wöllersdorf, ging in Flammen auf.

Was geschah nicht alles in dieser grauen, eintönigen Barackenstadt, die ringsum durch einen breiten Drahtverhau vom Leben und von der Freiheit abgesperrt war und wo fast jede Baracke durch Stacheldraht von den anderen getrennt war.

Hier in Wöllersdorf waren 45 000 Nationalsozialisten auf Befehl der Diktatur durch das zermürbende Dasein der Gefangenschaft gegangen. Der jetzige Minister Jury, der selbst dreimal in Wöllersdorf war, erzählte uns einiges über dieses Lager und wir gingen hin und sahen es uns an. Da standen die braunen und grauen Holzbaracken noch mit ihren vergitterten Fenstern in langen, langen Reihen. Jetzt waren sie, mit Ausnahme von zweien, leer, in der einen mochten sich etwa zwanzig Juden befinden, die alle wegen Verbrechen gegen die Strafgesetze eingeliefert worden waren, und in der anderen Baracke mochten sich etwa 120 Führer der Vaterländischen Front befinden.

„Wir haben mit mehr Zuzug gerechnet," sagte der Lagerkommandant und wies auf eine Anzahl von Strohsäcken, die in einer leeren Baracke aufgestellt worden waren. Wöllersdorf war während des Krieges eine riesige Munitionsfabrik gewesen, zahlreiche Betonbauten mußten später gesprengt werden, die Trümmer waren liegen geblieben, und hier wuchs weder Gras noch Blume. „Eine Brennessel wurde für uns zum Erlebnis," hatte Minister Jury gesagt, und er hatte recht. Wenn man von der Baracke aus auf die graue Steinwüste, auf den Stacheldraht sah und nicht eine Pflanze entdeckte, überkam einen langsam das Grauen. Welch' seelische Pein mußten die Gefangenen hier erlitten haben. Wie heiß mußte es im Sommer in diesen von Ungeziefer bevölkerten Baracken gewesen sein und wie kalt im Winter; und dazu das schlechte Essen... vor den Augen aber immer die trostlose Trümmerwüste...

Wir waren wieder froh und atmeten auf, als wir das Tor dieses Lagers verließen. Als bekannt wurde, daß Wöllersdorf am Samstag, dem 2. April, verbrannt werden sollte, setzte eine wahre

Völkerwanderung zum Konzentrationslager ein. Vor allem waren viele „alte Wöllersdorfer" unterwegs, die sich noch einmal die Stätte ansehen wollten, wo sie gelebt, und die Pritsche, wo sie geschlafen hatten.
Von den Stacheldrähten aber wehten heute die Hitlerfahnen, und vor einer der größten Baracken, man nannte sie die schwarze, war ein geschmücktes Rednerpult errichtet worden. Ringsum aber standen auf den Schutthügeln die Menschen und unter ihnen befanden sich 1500 ehemalige „Wöllersdorfer". Nachdem zwei alte „Wöllersdorfer" von ihren furchtbaren Erlebnissen an diesem Orte erzählt hatten, trat Bürckel, der beschlossen hatte, dieses Lager auszutilgen, ans Mikrophon und sprach über die deutsche Passion.
Hinter ihm flammte plötzlich der große Holzbau lichterloh auf. Schwere, träge Rauchwolken quollen aus den Fenstern und aus dem Dach schossen die Flammen steil zum Nachthimmel. Das Holz knisterte und knallte, die Flammen fraßen sich mit unheimlicher Schnelligkeit weiter und taghell war die Gegend beleuchtet, der Brand war meilenweit zu sehen.
„Wir stehen an einer Stätte," sagte Bürckel, hinter dessen Rücken ein riesiges Flammenmeer wogte, „die wie wenige andere geeignet ist, Anklage zu erheben, Richter zu sein gegen alle die Zeiten, Systeme und Menschen, die im Dienste fremder Mächte die Stimme des eigenen Blutes zu ersticken versuchten. Die jüngste Vergangenheit dieses gequälten Volkes in diesem deutschen Land hat in der grausamsten Weise ein Leid getragen, das man mit Recht als die letzte Station der deutschen Passion bezeichnen könnte.
Die Mittel und Wege, mit denen an solchen Leidensorten eine Weltanschauung oder ein System verteidigt wird, verweisen immer auf die ethische Qualität der verteidigten Anschauung oder des Systems. Wir stehen in Andacht und Ehrfurcht vor den Opfern, die das Schicksal als letzte Prüfung für unsere geschichtliche Bewährung euch braven Österreichern geschickt hat. Wir senken unsere Fahne zu dem deutschen Treuegelöbnis: Ihr gehört zu uns, wir gehören zu euch, damit das Volk ewig lebe...
Die Flamme, die jetzt zum Himmel emporlodert, sie möge aller Welt verkünden: die innere Kraft unseres Reiches hat ihren Verteidiger in deutschem Herzen gefunden. Die Wahrheit unseres Glaubens braucht weder Schrecken noch Haß zu ihrem Schutze, noch lebt sie von menschlichen Konstruktionen und Paragraphen, sie ist uns vom Schöpfer in die Seele gebrannt. Das ist unsere Freiheit, sie lebt nicht hinter Stacheldraht und in dumpfen Zellen, sie wird nicht gezwungen mit der Peitsche, sie krönt vielmehr das vergangene Martyrium durch die Bruderhand.
Um mich sind die Männer versammelt, die hier gelitten haben um ihr Volk. Im Namen aller Deutschen danke ich allen. Was aber adelt euren Sieg? Vielleicht Rache und Haß? Es wäre gar zu verständlich, daß man Gleiches mit Gleichem vergilt.
Der Führer hat in seiner historischen Reichstagsrede den Henkern das Leben geschenkt. Er tat es mit jener Großmut, die so erhebend ist, daß euer Opfer dadurch geadelt wird. Es ist doch auch so, wenn wir fragen, warum habt ihr gekämpft, doch nur, um euer Österreich zu seinem Deutschland zu geben.
Unser Glaube, unser Reich, unser Führer brauchen zu ihrem Schutze nicht die Folterkammer. Euch ist es ja zu danken, daß der Liebe zu Volk und Führer in Ihrem Lande eine Bresche geschlagen wurde. Diesem Sinn von Opfer und Sieg soll an dieser Stelle ein Denkmal Ausdruck geben. Es soll erstehen inmitten einer herrlichen Anlage und soll die Aufschrift tragen: „Ihr habt Treue gesät und Sieg geerntet. Eure Ernte aber ist unser Deutschland."

Als Bürckel nach Wien zurückfuhr, war der Himmel noch immer vom Brande gerötet.

Das alte, berüchtigte Wöllersdorf aber war untergegangen und ein neues war an diesem Abend geboren worden. Es hieß, wie Minister Klausner verkündete: Wöllersdorf=Trutzdorf.

Das Bekenntnis zu Großdeutschland

Am Samstag, dem 9. April, richtete der Führer von Wien aus den letzten Appell an die Deutschen. Adolf Hitler warb hier in aufrüttelnder Weise für das Bekenntnis zu Großdeutschland. Wer vermochte diesen Worten, die aus dem Herzen kamen, zu widerstehen? An diesem Tage lauschte ganz Deutschland seinen Worten und wer konnte sich ihnen verschließen? Wer mochte den Anschluß Österreichs nicht bejahen? Noch am gleichen Abend rollte der Zug aus der Halle des Westbahnhofs, er trug den Führer nach Berlin, wo er das Ergebnis der Wahl aus dem Munde des Gauleiters Bürckel erfahren sollte.

Der historische Tag, der 10. April 1938, brach an.

Am Morgen war es recht kalt. Schneeflocken fielen zu Boden und auf die Menschen, die sich mit festlichen Gesichtern zur Wahl begaben.

Ehe der Gauleiter seiner Wahlpflicht genügte, besuchte er die Gräber Planettas, Domes' und Holzwebers. Kränze wurden dort niedergelegt.

Ganz Österreich — Stadt und Land — rüstete sich zum Wahlgange wie zu einem schönsten Feste. Es war noch dunkel, als die Bauern auf den einsamen Bauernhöfen auf verlorenen Höhen zum Stabe griffen, um zu Tal zu marschieren und dort ihre Stimme für das Großdeutsche Reich und jenen abzugeben, der diese große historische Tat verrichtet hatte.

So zogen sie durch das Morgengrauen und die wirbelnden Flocken, um eine heilige Pflicht zu erfüllen, um die sie einst die Enkel und spätere Generationen beneiden werden. In Wien war es so, daß sich schon lange vor sieben Uhr morgens die Menschen vor den Wahllokalen stauten. Jeder wollte als erster seine Stimme abgeben.

Als die Glocken die siebente Morgenstunde verkündeten, wurden die Wahllokale geöffnet und die feierliche Handlung begann. Die Wahl war geradezu musterhaft organisiert. Die Männer, die den großen Wahlapparat aufgebaut und die Stimmlisten fertiggestellt hatten, die seit 1930 nicht mehr ergänzt worden waren, hatten eine große und bewundernswerte Arbeit geleistet.

Die Wahl war geheim, aber die Menschen zogen oft truppweise und singend vor die Wahllokale. Arbeiter formierten sich zu Kolonnen und verlangten, ihr Ja offen bekennen zu dürfen. Wenn die Wahlleiter sich nach den Buchstaben der Wahlvorschriften richteten, gab es scharfe Auseinandersetzungen und böse Worte fielen. Wurde dann die Genehmigung erteilt, dann löste sich alles in lachende Freude auf. Ehemalige Kommunisten marschierten mit Spielinstrumenten auf, die sie vor den zahlreichen Hausuntersuchungen der Diktatur geschickt versteckt hatten. Freiwillig übergaben sie diese Instrumente der Hitlerjugend als Andenken zum Geschenk, dann gingen sie zur Wahl und stolz bekannten sie sich zum größeren Reich. In allen Arbeiterbezirken war die Stimmung weihevoll, niemand wollte fehlen und jeder wollte seine Stimme in das allgemeine große Bekenntnis einordnen. Aber nicht nur sie bekannten, auch geistliche Orden zogen in Prozessionen zur Wahlurne und ihre Stimme lautete: Ja. Gegen drei Uhr nachmittags waren schon fast alle Stimmen abgegeben worden. Zahlreiche ausländische Journalisten befanden sich in Wien, sie konnten sich an Ort und Stelle von der unbeeinflußten Durchführung der Wahl überzeugen.

Am Abend befand sich Bürckel in seinem Hotelzimmer. Man hatte zwar mit einem hohen Prozentsatz von Ja-Stimmen gerechnet. Als aber die ersten Ergebnisse aus dem Burgenland eintrafen, wurden selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen, an so hohe Ziffern hatte niemand geglaubt, niemand hatte sie erwartet. Der Gauwahlleiter von Wien überbrachte mit seinen Mitarbeitern das Wahlresultat der Hauptstadt. Die Augen mochten einem bei der hohen Ja-Ziffer übergehen, in Wien waren 99,4 Prozent aller Stimmen für Großdeutschland abgegeben worden. Eine große und feierliche Stunde nahte.

Gauleiter Bürckel sollte, wie er es schon einmal an einem Morgen nach der Saarabstimmung

getan hatte, dem Führer das Wahlergebnis melden. Um 8 Uhr abends würde vom Wiener Konzerthaus die geschichtliche Meldung erfolgen, aber wegen der Schneefälle in den Alpen war es ihm erst möglich, nach 11 Uhr abends zu sprechen.
Über dem Saale lag eine fieberhafte Spannung, die sich in Begrüßungsstürmen entlud, als Bürckel unter den Klängen des Saarliedes lächelnd den Raum betrat.
Zuerst stellte Reichsstatthalter Dr. Seyß=Inquart in einer kurzen Ansprache fest, daß die Abstimmung in Österreich ordnungsgemäß beendet worden sei und jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau in voller Freiheit die Stimme abgegeben habe. Dann verkündete er die Ergebnisse aus den einzelnen österreichischen Gauen.
Hierauf trat Bürckel an das Mikrophon und seine Stimme vibrierte in dieser großen Stunde. Er sagte:

„Mein Führer!

Zum zweiten Male habe ich das Glück, Ihnen, mein Führer, die Antwort eines Volkes zu übermitteln auf die Frage, die Sie, mein Führer, an dieses Volk gerichtet haben. Diese Antwort ist so eindeutig in ihrer Sprache, so verständlich für alle jene, die sich über den Weg von Verträgen anmaßten, diese Antwort vorweg zu nehmen, daß sie zum vernichtenden Urteil über all das wird, was man unserem Volke im Namen eines sogenannten Rechts bisher vorenthielt oder zumutete. Einstigen Feinden im eigenen Lande aber ruft das österreichische Volk heute ins innerste Gewissen. Auf Versailles und St. Germain gibt dieses Volk heute die Antwort. Sie lautet: Wir deutschen Österreicher haben heute unser feierliches Bekenntnis abgelegt. An der Wahl hat sich die ganze Bevölkerung beteiligt. Von 4 284 795 Männern und Frauen, die zur Wahlurne gingen, erklären 4 273 884, das sind 99,75 Prozent, erklären diese 99,75 Prozent: Wir sind Deutsche und gehören für alle Ewigkeit nur Deutschland und seinem Führer. Die Zeiten, da wir Vasallen unserer Feinde waren, sind endgültig vorbei. Das Schicksal hat den Schlußstrich unter die Vergangenheit gezogen und unsere Zukunft neu bestimmt.
Mein Führer! Noch nie hat ein Volk so offenkundig sich zu dem Willen des Schöpfers bekannt, wie dieses brave österreichische Volk, die Menschen Ihrer eigenen Heimat. Dieses Volk war berufen, erneut der Welt zu verkünden, daß das Blut eines Volkes ein stärkerer Regent seines Schicksals ist, als es Mächte und Kräfte, die sich außerhalb seiner Grenzen bewegen, dies je zu sein vermögen. Und wo diese beiden Kräfte miteinander ringen, siegt das Göttliche, siegt das Gesetz des Schöpfers. Seine Träger sind die Helden, jene aber verteidigen als Vasallen. Mit Terror und Schrecken war es einst im Westen eine Soldateska und hier der Geist eines Metternich und Schuschnigg. Sie wurden in die Knie gezwungen von dem heldischen Geist eines Schlageter, eines Holzweber, eines Planetta. Diese nationalen Helden haben ihre Hand gereicht jenen deutschen Brüdern, die am 1. August 1914 auszogen, um nur als Deutsche zurückzukehren, um am Ende als gleiche Deutsche in einem gemeinsamen starken Reich zu leben. Das Schicksal wollte es damals anders.
Nun aber sind die Fesseln gesprengt und die Helden dieses Landes knüpfen zum Siege die Blutbande, die eine unlösbare Gemeinschaft aller Deutschen verbinden. So haben Sie, mein Führer, den Toten des großen Krieges nach zwanzig Jahren den deutschesten Sieg geschenkt. Ihre Helfer aber, mein Führer, sind die unvergeßlichen Helden deutscher Gemeinschaft.
Als jüngst Österreichs Männer aufstanden, um das Gesetz ihres Blutes zu erfüllen, da schossen die Vasallen in ihre Reihen. Ein Schwerverletzter verließ dieses Land und gelangte ins Reich. Dort erfuhr er, daß sein Bruder getötet und daß auch sein Vater sterben müsse, wenn er nicht zurückkehre. In hohem Fieber begab er sich zurück, um seinem Vater die Treue zu halten. Noch in der gleichen Nacht, mein Führer, nach zwanzig Minuten langem Verhör, fällt ein Schergen=

gericht das Urteil gegen den fiebernden Mann, und einige Minuten später hat man ihm von der Bahre hinweg den Strang um den Hals gelegt.
Hier sind sie einander zum letzten Male gegenübergetreten: das deutsche Herz und sein Heldentum, der Verrat und sein Verbrechen. Wir stehen in Ergriffenheit vor diesen Opfern, vor dem letzten Einsatz, den das Schicksal der Rettung dieses Volkes gebot und neigen uns vor der Größe dieser Opfer. Zu ihrer Krönung hat sich heute ein Volk zusammengefunden und seinen Eid geleistet, zu marschieren in aller Zukunft in gleichem Schritt und Tritt.
Sie, mein Führer, waren einst der unbekannte Meldegänger im großen Krieg. Wie vielen mögen Sie als dieser einfache unbekannte Meldegänger durch Erfüllung Ihrer soldatischen Pflicht das Leben gerettet haben, oder wie viele, vielleicht entscheidende Wendungen hingen von Ihrer Pflichterfüllung ab. In Ihrer gestrigen Rede sagten Sie, mein Führer, Sie haben nichts getan als nur Ihre Pflicht, wie so viele Millionen andere auch. Und Sie gingen heim aus dem großen Krieg und begannen erneut Ihre Pflicht zu erfüllen, jene Pflicht, die bei der übrigen Welt so wenig Geltung besaß und so wenig populär war: die Pflicht für die Rettung des Volkes aus seiner tiefsten Schmach. Sie wurden so zum Meldegänger des Schöpfers. Sie, mein Führer, sind der Meldegänger des Herrgotts zum deutschen Herzen. Und Sie haben nicht nur vielen das Leben gerettet oder entscheidende Wendungen im kleinen herbeigeführt, nein, jetzt haben Sie ein ganzes Volk befreit und es dann so herrlich, so groß und so stark gemacht, es zu einer Gemeinschaft geschmiedet, die sich zuerst selbst gehört, keinen Teufel zu fürchten braucht und die deshalb auch der Herrgott mit seiner Gnade segnet. Sie, mein Führer, haben allen Deutschen das Vaterland erobert. Vor allem aber haben Sie jenen wieder ein Vaterland geschenkt, die keines mehr besaßen und von denen ich in dieser Feierstunde sagen möchte:
Mein Führer, diese braven Arbeiter in den armen Stadtvierteln von Wien und sonst im Lande haben Ihnen heute den treuesten Dank ausgesprochen. Ich möchte im Namen aller Österreicher, mein Führer — Sie wissen nicht, wie glücklich dieses Volk heute ist — ich möchte Ihnen im Namen aller Österreicher aus übervollem Herzen, mein Führer, zurufen:
Du bist der deutscheste aller Österreicher! Sei Du nun ihr Schirmherr! Denn sie lieben Dich über alles, weil Du ihnen Dein großes Vaterland geschenkt hast!"

Von der Reichskanzlei aus antwortete der Führer über den Rundfunk mit folgender Ansprache:

„Gauleiter Bürckel, Deutsche Österreichs!
Ich habe von meiner Heimat viel erhofft, die Ergebnisse dieser Abstimmung aber übertreffen nun doch, wie im ganzen übrigen Reich, alle meine Erwartungen. Ich bin so glücklich über die damit erwiesene wahre innere Gesinnung Deutsch-Österreichs und über das mir geschenkte Vertrauen. Denn diese nunmehr vom ganzen deutschen Volk vollzogene geschichtliche Bestätigung der Vereinigung Österreichs mit dem Reiche bedeutet zugleich die höchste Rechtfertigung meines ganzen bisherigen Handelns. Für mich ist diese Stunde damit die stolzeste meines Lebens. Ich kann nicht anders, als dem ganzen deutschen Volk und vor allem aber meiner eigenen teuren Heimat aus meinem tiefsten Herzen danken."

Ein großes geschichtliches Geschehen hatte an diesem 10. April 1938 seinen Abschluß gefunden. Das ganze deutsche Volk hatte sich zugleich in einer Weise zum Führer bekannt, wie es in der Weltgeschichte ohne Beispiel war.
Jeder aber, der während des Werdens Großdeutschlands und seiner Geburt dabei war, durfte von Herzen stolz sein; denn er hatte Großes erlebt.

Raumbild-Verzeichnis

a) POLITISCHER TEIL

b) DAS SCHÖNE ÖSTERREICH

